

Mary Elizabeth Braddon



M. E. Braddon

Joshua Haggards Tochter
Band 2

Joshua Haggard's Tochter.

Erzählung

von

M. E. Braddon

Frei nach dem Englischen.



Berlin 1879.

Verlag von Otto Jahnke.

Berliner Buchdruckerei-Artien-Gesellschaft

Seherinnenschule des Lotte-Vereins.

Inhaltsverzeichnis

Joshua Haggard's Tochter.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel. Naomis Festtag.

Zweites Kapitel. Der Squire macht einen Handel.

Drittes Kapitel. Der Pfeil der Liebe.

Viertes Kapitel. Johannistriebe.

Fünftes Kapitel. Wir sind heute im Liebeslande.

Sechstes Kapitel. Sie ist meine Frau.

Siebentes Kapitel. Ich habe unbegrenztes
Vertrauen.

Achtes Kapitel. Die öffentliche Meinung.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Naomis Festtag.

Mitsommer war gekommen und vergangen und es war wieder schwüles Augustwetter wie im vorigen Jahre, als der Delphin unterging. Im Hause des Predigers ging das Leben seinen gewohnten Gang, ein Tag sah seinem ins Meer der Zeit versunkenen Bruder so ähnlich, wie ein Ei dem andern.

In Folge seiner Unterredung mit Nicholas Wild hatte Joshua auf Oswald und Naomi ein etwas wachsameres Auge gehabt, da er aber in ihrem Betragen gegeneinander nichts gefunden, was die Grenzen der Freundschaft überschritt, so hatte er sich nicht bewogen gefühlt, in irgend einer Weise einzuschreiten. Er war bereit zu sprechen und zu handeln, wenn es an der Zeit sein würde, nach seiner

Ansicht war dies aber noch nicht der Fall. Er hatte durchaus nicht Lust, seine Tochter einem Manne, sei er was er wolle, anzubieten, jeder Versuch von seiner Seite, Oswald zum Sprechen zu bringen, wäre aber gleichbedeutend damit gewesen. Er empfand ein herzliches Wohlwollen für Oswald Pentreath und hatte Vertrauen zu den Grundsätzen und der Ehrenhaftigkeit des jungen Mannes. Das Leben eines Mannes, der an einem Orte wie Combhaven wohnt, liegt ziemlich offen für Jedermanns Inspektion und bis jetzt hatte noch Keiner auftreten können und Oswald eines Unrechtes zeihen. Sein Stolz und sein angeblicher Geiz waren scharf genug gerade von Denjenigen kritisiert worden, die ihn am wenigsten kannten und das Ideal eines Squires in einem jungen Manne sahen, der das Geld mit vollen Händen ausstreut und sich in Gesellschaft Niedrigstehender zu betrinken liebt. Aber selbst Diejenigen, welche ihm nicht gewogen waren, konnten ihm nichts Schlimmeres als jene beiden Eigenschaften nachsagen, wogegen die Wenigen, welche ihn kannten, ihn mit warmen Worten lobten und hoffnungsvoll dem Tage entgegensahen, wo er Herrscher würde an seines Vaters Statt.

Joshua Haggard überlegte alle diese Dinge reiflich und schwieg.

»Ich warte meine Zeit ab, Judith,« sagte er, wenn

seine Schwester die Sache zur Sprache brachte und ihn zu drängen suchte. »Bis jetzt habe ich noch keine Liebelei zwischen meiner Tochter und Mr. Pentreath wahrgenommen.«

»Als ob sie Dich dabeistellen würden!« rief Judith. »Es ist Zeit genug für Courschneiderei hinter Deinem Rücken. Abends in der Wildniß, wenn er ihr Pflanzen bringt mit Namen, an denen man sich die Zunge zerbricht — lauter Unkraut, nicht eine gescheidte Blume darunter — und Farrnkräuter (in meiner Jugend machte sich kein Mensch etwas aus Farrnkräutern), meinst Du, daß er sie da nicht anschmachtet? Und sie geht selten Nachmittags spazieren, ohne daß sie mit ihm zusammentrifft.«

»Combhaven ist ein kleiner Ort,« sagte Joshua.

»Freilich ist er das, und darum ist es leicht für junge Leute, ihre Pläne zu machen und sich nicht zu verfehlen.«

»Jim ist stets bei seiner Schwester.«

»Ja, und hat die Augen nach jedem Vogel und klettert an allen Bäumen in die Höhe, ich kann das nach dem Zustande seiner Kleider beurtheilen.«

»Ich kann meiner Tochter Vertrauen schenken,« erwiderte Joshua mit einer Würde, die Judith zum Schweigen brachte. »Naomi hat kein Geheimniß vor

ihrem Vater.«

An einem Abende zu Anfang des goldenen Erntemondes nahm der Prediger seine Tochter bei Seite und befragte sie wegen Oswald Pentreath.

»Wir haben im Laufe des letzten Jahres einen neuen Freund gewonnen, Naomi,« begann er, »von dem Du ein gutes Theil mehr siehst, als ich. Wie denkst Du aber ihn?«

Die dunkelbefranzten Wimpern legten sich über die schwarzen Augen, ein tiefes Roth glühte auf der länglich runden Wange.

»Du meinst Mr. Pentreath, Vater.«

»Wen sollte ich sonst meinen, liebe Tochter? Viele neue Bekanntschaften machen wir hier nicht. Sage mir offen, wie er Dir gefällt.«

»Sehr gut, Vater.«

»Das ist jedenfalls eine gerade Antwort. Hat er je mehr als Freundschaft für Dich an den Tag gelegt — ich meine solche Freundschaft, wie ein wohlerzogener junger Mann natürlich für ein gebildetes Mädchen empfindet?«

»Niemals.«

»Und Du hältst ihn für gut und aufrichtig, Naomi?«

»Das thue ich, und es sollte mir sehr leid thun, wenn irgend Jemand anders über ihn dächte.«

»Warum mein Kind? Er steht uns so fern, daß es, mit Ausnahme der allgemeinen Menschenliebe, für uns sehr gleichgültig sein kann, wie die Leute über ihn denken.«

»Es würde mir leid thun, wenn man übel von ihm dächte, weil ich weiß, daß er die beste Meinung verdient. Ich weiß, wie gut er ist, weiß, wie geduldig er mit seinem Vater ist, wie gern er den Pächtern das Leben erleichterte, wie innig er seinen fernen Bruder liebt, wie gut er gegen die Thiere und gegen Jim und — mich ist.«

»Ich denke ebenfalls sehr gut von ihm und freue mich, daß Du so anerkennend von ihm sprichst, Naomi. Sollte er aber je Versuchen, Dir mehr sein zu wollen als Freund, sollte sich der Freund je in den Liebhaber verwandeln, so hoffe ich, Du werdest mir das sagen.«

»Ja, Vater, es würde mir nie einfallen, ein Geheimniß vor Dir zu haben, Du bist in meinen Gedanken stets der Erste.«

»Es wird ohne Zweifel Leute geben, die in Anbetracht unserer verschiedenen Lebensstellung es für unrecht halten, daß ich die Freundschaft zwischen Dir und Mr. Pentreath erlaube. Nach meiner Ansicht ist aber ein junges Mädchen von guten Grundsätzen

und sorgfältiger Erziehung darum nicht weniger eine Dame, weil ihr Vater zufällig einen Laden hält. Kann ich mich auch nicht eines so guten alten Namens rühmen wie die Pentreath, so glaube ich doch, wenn ich meinen guten Ruf gegen den schlechten des Squires in die Wagschale lege, so wird es mindestens aufgehen.«

Nach dieser Verständigung mit seiner Tochter fühlte sich Mr. Haggard hinsichtlich Oswald's vollständig beruhigt. Er wußte, daß Naomi die höhere und edlere Natur von Beiden war, daß eine Verbindung mit ihr eine Erhebung für den jungen Pentreath sein würde, und hielt es für wenig erheblich, wenn das Herkommen durch die Heirath zwischen dem Sohn des Squires und der Tochter eines Spezereihändlers einmal ein wenig verletzt ward. Er genoß fortdauernd so viel Achtung, ja man darf sagen Verehrung von seinen Mitbürgern in Combhaven, daß es nur natürlich war, wenn er sich für einen ebenso großen Mann wie den Squire hielt. Er wußte, daß man ihn weit mehr liebte, daß er ein ungleich größeres Vertrauen genoß und in jedem Konflikte zwischen den beiden Mächten auf die Majorität zählen könne.«

Joshua hatte seiner Schwester und seinen Kindern das auf dem Wege nach Penmoyle erlebte Abenteuer erzählt. Naomi hatte mit Interesse zugehört und ihres

Vaters Verhalten gegen die Verlassene warm gebilligt, Judith hingegen betrachtete die ganze Sache mit schneidender Kälte und prophezeite, Joshua werde leben, seine Güte zu bereuen.

»Ich habe auf die Dauer noch nie etwas Gutes daraus entstehen sehen, wenn man in das Leben anderer Leute eingreift,« sagte sie mit Ueberzeugung. »Für eine Weile bringt man sie wohl auf den rechten Weg, man kann aber sicher sein, sobald man nur den Rücken wendet, fallen sie wieder in ihre alten schlechten Gewohnheiten. Es ist ganz gut, sie zu belehren, ja es ist unsere Pflicht, und wenn das auch nicht immer hilft, so schadet es wenigstens nichts. Wenn aber ein Prediger über seine Sphäre hinausgeht und sich um die leiblichen Bedürfnisse müßiger Vagabonden, die ihm in den Weg laufen, kümmert, so kann er darauf rechnen, daß er Unheil anrichtet — das ist wenigstens meine Meinung.«

»Zum Glück für die Armen ist es keine Meinung, die sich auf das Evangelium gründet,« erwiderte Joshua.

»Du findest in der Schrift kein Wort davon, daß der Apostel Paulus durch die Welt gewandert sei, um Unterkommen für junge Mädchen zu finden, und daß er sich mit der Sorge für ihre Bekleidung belastet

hätte,« widersprach Judith. »Er predigte, das war seine Mission und dabei blieb es.«

Joshua gab sich weiter keine Mühe, sein Verhalten zu vertheidigen. Er war vollständig Herr seiner Handlungen und konnte bei allen Gelegenheiten thun, was ihm gefiel, ohne daß er nöthig gehabt hätte, seine Beweggründe dafür zu erklären. Als er nun aber ein Packet mit Zeug zu Kleidungsstücken für Cynthia zurechtmachen und abschicken wollte, zeigte sich Miß Haggard, deren Departement die Ellenwaaren waren, einmal wieder von ihrer unangenehmsten Seite. Recht geflissentlich suchte sie das häßlichste bedruckte Zeug, den größten Kattun und eine Sorte Flanell hervor, wie ihn Sally zum Aufwaschen des steinernen Fußbodens bekam.

»Wenn Du Bettler kleiden muß, so kleide sie wenigstens angemessen,« sagte sie, indem sie ein ganz abscheuliches Stück Kattun, schmutzig gelb mit großen bunten Vierecken, auf den Tisch warf.

»Gelb will ich nicht haben,« versetzte Joshua entschieden. Er dachte noch mit Schrecken an das gelb und braun gestreifte Kleid, in das Miß Webling seinen Schützling gesteckt hatte.

»Nichts trägt und wäscht sich besser,« erklärte Judith, - »und das ist, was sie braucht. Dienstmädchen

können sich ihre Kleider nicht nach der Schönheit auswählen; ich habe ein Kleid von diesem Stück an das Hausmädchen in der Grange verkauft.«

»Ich will selbst die Auswahl treffen,« sagte Joshua und sah die Fächer durch.

Er wählte zwei einfache Muster auf reiner Lavendelfarbe aus.

»Das sind die theuersten Waaren, die wir auf dem Lager haben,« wandte Judith ein.

»Ich will etwas haben, was sich gut trägt,« erwiderte Joshua. »Messe von jedem Stücke zu einem Kleide ab, ich werde indessen noch etwas zu einem Sonntagskleide aussuchen.«

»Sie kann dies, so lange es rein ist, noch sehr gut für Sonntag tragen.«

Joshua beachtete den Einwurf nicht, sondern fuhr fort die Fächer durchzusehen und holte endlich ein Stück Stoff hervor, weißer Grund mit kleinen rosa Rosenknospen, der ebenso frisch wie vornehm aussah.

»Joshua, Du wirst doch dieses Stück nicht zerschneiden!« rief seine Schwester voll Entsetzen. Ich habe es für Miß Tremaine zurückgelegt, sie wollte etwas Neues und Hübsches zu Kleidern für ihre Nichten.«

»Für Miß Tremaine's Nichten bleibt noch reichlich,

nachdem ich ein Kleid für Cynthia abgeschnitten habe,« entgegnete Joshua, maß, ohne weiter auf seine Schwester zu hören, die erforderliche Ellenzahl ab und vertauschte auch den groben Flanell mit einer feineren Qualität. Hierauf zog er die Schiebfächer auf, suchte noch ein paar hübsche Hutbänder aus und packte sämtliche Gegenstände in starkes braunes Papier, um sie der nach Truro fahrenden Kutsche mitzugeben.

»Ich begreife gar nicht, was in Dich gefahren ist, Joshua, Du hast Dich ja in Deinem Leben noch nicht um solche Lappalien gekümmert,« sagte Judith aufgebracht.

»Ich würde es Dir ja auch gern überlassen haben, Judith, wenn Du Dich nur hättest entschließen können, es mit freundlichem Sinne zu thun,« antwortete Joshua ruhig.

Er machte die Adresse auf das Packet und trug es eigenhändig nach der Kutsche, um es dem Kondukteur noch mit besonderer Anweisung wie er es nach Penmoyle spediren sollte, zu übergeben. Nachdem er dies besorgt, hatte er eine Empfindung stiller Glückseligkeit, ungefähr wie eine liebende Mutter, die ihrem in Pension befindlichen Kinde ein Geschenk geschickt hat.

Kurze Zeit, nachdem Joshua Haggard das

vertrauliche Zwiegespräch mit Naomi gehabt, machte er mit seinen Kindern einen Ausflug, wie er dies seit ihren frühesten Kindheit jeden Sommer ein bis zwei Mal zu thun pflegte. Es war dies ein sehr einfaches mit wenig Kosten verbundenes Vergnügen. Die Fahrt ward in dem Einspanner, der für das Geschäft gehalten ward, gemacht und richtete sich gewöhnlich nach irgend einem Ort in der Umgegend, wohin die weltlichen oder geistlichen Geschäfte oder auch beide vereint den Prediger und Krämer riefen. In diesem August sollte die Lustfahrt nach Rockmouth gehen, wo ein paar kleinere Krämer wohnten, die ihre Waaren von Joshua bezogen, und es mehrere Familien gab, welche seine Bibelerklärungen als das Höchste betrachteten, was ihren dürstenden Seelen gereicht werden könne.

Für Jim waren diese Ausflüge ganz besondere Festtage. Während sein Vater seine irdischen Geschäfte besorgte oder lehrend und ermahnend von Haus zu Haus ging, durfte er mit Naomi wandern, wohin es ihnen beliebte, wenn sie sich nur pünktlich zu der für die Abfahrt bestimmten Zeit wieder im Wirthshause einfanden. Ebenso pflegte Tante Judith bei solchen Gelegenheiten ein wenig von ihrer spartanischen Strenge abzugehen und einen Korb voll wohlschmeckender Eßwaaren zum Mitnehmen zu

packen, wie z. B. Kartoffelpastete, die der Knabe sehr gern aß, oder gar Petersilien-Pie — zarte junge Hühner in einem Bett von Petersilie und Rahm — die der Landmann im Westen von England der hochberühmten Straßburger Gänseleberpastete vorziehen würde.

Der Ausflug nach Rockmouth war mindestens vierzehn Tage besprochen worden, ehe Joshua einen freien Tag dafür finden konnte, es war daher ganz natürlich, daß die beabsichtigte Fahrt Oswald Pentreath ebenso gut bekannt war, wie zahlreichen andern Bewohnern in Combhaven, unter diesen freilich in erster Linie dem dicken Gastwirth im Ersten und Letzten, der den ganzen Sommer in der Vorlaube lebte und den Leuten nicht nur in die offenen Fenster sah, sondern auch einen Theil ihrer Unterhaltung mit anhörte.

Endlich kam der Tag — ein prachtvolles Wetter, ein wolkenloser Himmel. Joshua geschäftsfrei, so daß er Befehl geben konnte, den grauen Dobbin anzuspannen. Jim eilte in den Stall, bei diesem Geschäfte mit Hand anzulegen, und war nicht wenig stolz, als das gute Thier glatt gestriegelt und gebürstet, die Hufe weiß? Wie frisch gefallener Schnee, mit Bändern an den Ohren, vorgeführt ward und Joshua seinen Beifall zu erkennen gab.

Da der Entschluß zur Ausführung der Fahrt schnell gefaßt worden war, so hatte Naomi sich mit ihrem Anzuge sputen müssen und kam nun etwas erhitzt die enge Treppe herunter. Sie trug einen großen Strohhut nach der Mode des Tages, mit weißem Bande und rosa Futter, und ein von ihren eigenen geschickten Händen gestärktes und geplättetes lila Mousselinkleid, kurz genug, um die zierlichen Füße in weißen Strümpfen und ausgeschnittenen Schuhen sehen zu lassen. Eine schwarz seidene Schärpe, kreuzweis über die Brust gelegt und im Rücken zugeknöpft, vollendete den Anzug.

Ihr Vater betrachtete sie mit sichtbarem Wohlgefallen.

»Du und Dobbin, Ihr habt heute beide Euren besten Staat angelegt,« sagte er lächelnd.

»Ich setze immer meinen besten Hut auf, wenn ich mit Dir ausgehe, Vater,« antwortete Naomi bescheiden, erröthete aber bei dem Gedanken, daß sie eine unbestimmte Hoffnung gehegt, Oswald noch im letzten Augenblicke erscheinen zu sehen, mit der Bitte, sie auf Hernes Rücken begleiten zu dürfen.

»Er konnte nicht wissen, daß wir heute Morgen fahren würden,« beschwichtigte sie sich.

Naomi stieg auf den Ehrensitz in dem Einspanner,

den Platz neben dem Fahrenen, während Jim und sein »Freßkorb« im hinteren Theile des Fuhrwerks untergebracht wurden. Tante Judith kam in ihrem Morgenanzuge mit aufgewickelten Locken an die Thür, um die Abfahrt unter ihren Augen vor sich gehen zu lassen und Jim noch eine Unzahl Verhaltensregeln zu geben, damit er nichts verschütte oder zerbreche oder zerdrücke.

»Sitze grade und zerknittere Deine Scharpe nicht,« wandte sie sich alsdann mit ihren Ermahnungen zu Naomi. »Es ist die beste Seide, die man haben kann; nimm Dich auch mit Deinem Mousselinkleide in Acht, denn Du mußt es noch nächsten Sonntag tragen. Zwei gestärkte Kleider in einer Woche wäre eine Verschwendung, die mein Gewissen nimmer gutheißt, wenn es auch vielleicht das Deinige thäte, und vor Montag bringst Du von mir kein Loth Stärke heraus, das merke Dir.«

Mit dieser Ermahnung in den Ohren ließ Naomi Combhaven hinter sich. Die Erde war aber an diesem Tage viel zu schön, um sich lange um ein gestärktes Kleid zu härmen, und Naomi so recht in der Stimmung, sich der Welt und ihres Daseins zu freuen, wenn diese Freude auch sehr still war. Schweigend saß sie neben ihrem Vater, ließ träumerisch die Augen über die Landschaft schweifen und dachte an ihren

Geliebten. Ihren Geliebten? Ja, denn sie liebte ihn. Ja, denn sie glaubte, daß er sie liebe.

Auch Joshua war an diesem Augustmorgen schweigend und beschäftigte sich mit seinen eigenen Gedanken. Grau Dobbin ließ sich leicht lenken oder bedurfte eigentlich gar keiner Lenkung, sondern lief den ihm bekannten Weg ganz allein. Joshua hielt die Zügel lose in der Hand und überließ sich seinen Träumen. Die Wiesen waren goldgelb von Ginster, in den Feldern glänzten die Sensen der Schnitter, aus den Hecken flog hier und da ein Paar Rebhühner auf; scharlachroth schimmerten die Mohnblumen zwischen dem Weizen, die Obstbäume beugten ihre Aeste unter den reisenden Früchten, Alles was der Spätsommer zur Blüthe und Frucht zu bringen pflegt, war auf dem Gipfel der Vollkommenheit.

Sie hatten die Hälfte ihrer Fahrt schon hinter sich, Dobbin hatte schon einmal in einem kleinen Weiler eine kurze Rast gehabt, aber von Herne war noch keine Spur zu erblicken gewesen.

»Er kommt heute nicht,« dachte Naomi mit einem Seufzer, und die Lustfahrt schien ihr nicht so schön, wie sie wohl hätte sein können, nicht so schön, wie sie im vorigen Jahre gewesen, wo es in ihren Gedanken noch keine Person wie Oswald Pentreath gegeben und

die Schönheit und der Glanz der Erde keine doppelte Bedeutung gehabt hatte.

Man kam wieder über eine Wiese, fuhr einige Hügel hinauf und herunter, dann einen schmalen steil abfallenden Waldweg hinab und die Reisenden sahen zu ihren Füßen Rockmouth liegen, das damals nur ein kleines Fischerdorf mit felsiger Küste, nicht wie jetzt ein beliebter Punkt für Touristen war.

Da lag der Ort — eine Gruppe niedriger strohgedeckter Häuser, kleine Gartenflächen, Brunnen, Taubenhäuser, Bienenstöcke, Ställe und Heuschober; die Dorfschmiede, die auf einem Hügel erbaute Kirche, welche auf die Häuser der Gemeindeangehörigen herabschaute; das geräumige aus rothen Ziegelsteinen erbaute Wohnhaus des Squires lag in einiger Entfernung auf einem bewaldeten Abhänge mit der Front nach der See, und da wo die Curve der Bai sich erweiterte, erhoben sich die zackigen Wände der hohen Klippe, steil und gefährlich, aber doch nicht so unwegsam, daß die Schafe nicht daran emporzuklimmen vermocht hätten.

»Wie lieblich!« rief Naomi, die felsige Küste mit ihren vielen verschiedenen Formationen überblickend, »sieht es nicht aus, als wären es Schlösser mit Wachtthürmen und Zugbrücken, Vater? Ich kann mir

vorstellen, daß Männer in eiserner Rüstung von dort hinunter ihre Pfeile ins Thal senden oder scharf ausspähen, um den sich von der Seeseite nahenden Feind zu entdecken.«

»Es muß an solcher Küste ein herrliches Leben für Schmuggler sein,« bemerkte Jim. »Viel Höhlen, um ihre Waaren zu verbergen, und diese Klippen, auf die sie klettern konnten, um ihr Terrain zu übersehen und auf denen sie Pechfeuer als Signale anzünden konnten. Wo wollen wir zu Mittag essen, Vater?«

»Ich werde nicht viel Zeit für das Mittagessen haben,« sagte Joshua gleichgültig. »Nehmt Ihr Beide nur den Korb und theilt Euch in dessen Inhalt.«

»O nein, Vater, Du mußt Deinen Antheil an der Pastete haben. Ich sah zu, wie Tante Judith sie machte — sie war gerade bei sehr guter Laune, sonst hätte sie es nicht gelitten — und weiß, daß sie ganz vorzüglich ist. Saftiges Fleisch und prächtige Kartoffeln. Das Wasser läuft mir im Munde zusammen, wenn ich nur daran denke, ach und hungrig bin ich wie ein Wolf.«

»Sei nicht so ordinair, Jim,« verwies Naomi den Bruder mit dem niederdrückenden Bewußtsein, daß ein solcher Bursche kein passender Schwager für den jungen Squire Pentreath sei. Seit der ersten Unterredung mit ihrem Vater hatte sie mehr über

gesellschaftliche Unterschiede nachgedacht und sich mit Resignation gesagt, daß, so gut und groß ihr Vater auch immer sein möge, zwischen der Tochter eines Methodistenpredigers und Oswald Pentreath doch ein unabsehbarer Abstand sei. Die Liebe besitzt indeß eine große Geschicklichkeit in der Ueberbrückung solcher Klüfte und die gute alte Geschichte vom König Cophetua und dem Bettlermädchen wird noch heute mit zeitgemäßen Variationen gespielt.

»Ich will Dir einen prächtigen Platz zeigen, wo wir unsere Mahlzeit halten können, Vater,« fuhr Jim fort, »Siehst Du dort drüben den Felsen, den größten, er hat das Ansehen eines Schlosses? — Gerade darunter ist eine grasbewachsene Grotte mit der Aussicht auf das Meer, sehr gut zu erreichen, denn die Klippe ist nicht halb so steil wie an anderen Stellen, dort wachsen Farrnkräuter, und Purpurmoos und allerlei andere Pflanzen, wie sie Naomi liebt. Bitte, Vater, komm mit uns dorthin — es ist keine Meile entfernt von dem Wirthshause, wo wir Dobbin lassen — iß doch erst mit uns, ehe Du an Deine Geschäfte gehst.«

Mr. Haggard blickte unschlüssig auf seine Uhr. Er war kein großer Freund solcher Picknicks und Schmausereien, wollte aber seinen Kindern auf einer solchen Lustfahrt, die eine Art jährlichen Festtages war und wo man sich manche Abweichungen von der

sonst festgesetzten Regelmäßigkeit gestattete, nicht gern ein Vergnügen verderben. Es war noch früh am Tage, Dobbin hatte sehr gut ausgegriffen und es blieb ja auch noch lange hell.

»Gut, Kinder, wir wollen zusammen essen,« sagte er, »dann gehe ich meinen Geschäften nach und Ihr mögt Euch zwischen den Felsen nach Gefallen tummeln.

Dobbin ward in den Stall des hübschen, sauberen Wirthshauses, das einladend genug »Wanderers Ruhe« hieß, sehr gut untergebracht. Jim schulterte den Korb und nahm den Vortrab, Naomi und ihr Vater folgten mit gemäßigteren Schritten.

Sie verfolgten einen schmalen romantischen Fußpfad, der in den Felsen gehauen war. Unter ihnen lagen die zerklüfteten Felsen, welche Moos und wilde Blumen in allen Farben bedeckten, Schafe weideten an einzelnen Stellen oder sprangen gleich Gemsen von Klippe zu Klippe. In der Ferne breitete sich das Meer aus, spiegelblank und tiefblau wie ein italienischer See.

»Ist es hier nicht lieblich, Vater?« rief Naomi. »Wenn ich nach Rockmouth komme, fühle ich mich stets von Dank erfüllt gegen Gott, der uns eine so schöne Welt geschenkt hat.«

»Wir sollen dankbar gegen Gott sein zu allen Zeiten und unter allen Umständen, Naomi, selbst wenn unser Schicksal uns auf den Grund eines Kohlschachtes geworfen hätte.«

»Ja, das sollen wir wohl,« seufzte das Mädchen, »die Dankbarkeit erwacht aber leichter in den Herzen von Menschen, die liebliche Gegenden bewohnen. Es muß recht schwer werden, für ein Leben dankbar zu sein, das nichts als Trübsal bringt.«

Joshua hatte hierauf keine Antwort; diese Probleme im Menschenleben waren schwer zu lösen.

»Es giebt eine bessere Welt, Naomi, wo das Ungleiche ausgeglichen wird,« sagte er nach einer Pause.

»Ich weiß es, Vater, und können es die unglücklichen Leute, die an traurigen Orten leben, glauben, so muß es sie trösten. Es muß aber Leuten, die nie auf Erden gewußt haben, was es heißt glücklich sein, sehr schwer fallen, an die Seligkeit des Himmels zu glauben.«

Sie kamen nach dem schloßartigen Felsen, wo in der Felswand ein Einschnitt war, als habe ihn die Hand eines Riesen gebrochen. Auf die zerklüftete Küste öffnete sich ein grünes Thal mit verstreut umherliegenden von Moos und Farnkräutern

überwachsenen Steinblöcken.«

»Wie wonnig!« rief Naomi.

»Ist es nicht ein Staat?« fragte Jim, der schon einige Minuten vor seinen Begleitern angelangt und beschäftigt war, den Fouragekorb, wie er sich ausdrückte, auszupacken. »Hier ist eine Pastete und Käsekuchen und ein großer Steinkrug mit Cider, hier sind Gläser, Teller, Messer und Gabeln. Setze Dich, Vater, hier ist Dein Platz, und hier ist ein moosiger Stein für Naomi, es ist gerade, als wäre das Plätzchen für uns geschaffen.«

Eine halbe Stunde wahrhaften Familienlebens begann. Joshua und seine Kinder waren hungrig, thaten der Pastete und dem Käsekuchen volle Ehre an und gedachten mit gebührender Dankbarkeit Tante Judiths, der Spenderin dieser Leckerbissen. Es schien so seltsam, einmal eine Mahlzeit ohne die Gegenwart dieser wichtigen Persönlichkeit zu halten und nicht von ihr wegen eines zu freien Gebrauches der Gottesgabe in Gestalt von Fleischstücken und Pastete zur Ordnung gerufen zu werden. Selbst Mr. Haggard, obgleich er sich das selbst nicht zugestanden haben würde, schmeckte es auf diesem Felsschlosse mit dem grünen Thale und der sich gleich einem Teppich zu seinen Füßen ausbreitenden See besser als bei irgend

einer Mahlzeit, die er in seinem respektablen Wohnzimmer verzehrt, wo es keine weitere Aussicht gab als über die Blumentöpfe hinweg nach dem Ersten und Letzten und dem Hintergrunde von bewaldeten Hügeln. Heute schien den Schmausenden die ganze Welt allein zu gehören.

»Mir ist, als wären wir zu Schiffe gegangen und an einer unbekanntem Insel gelandet,« sagte Jim, »ich bin nur neugierig, ob wir etliche Eingeborene zu sehen bekommen und ob sie uns skalpieren werden.«

»Es giebt gar nichts Hübscheres als ein Picknick,« rief Naomi, »außer, daß wir Dich so ganz für uns haben, Vater. Das ist noch viel besser als das Picknick.«

»Ich wünschte, Du bliebest den ganzen Nachmittag bei uns, Vater, und erzähltest uns von fremden Ländern,« sagte Jim.

»Dadurch würden meine Geschäfte in Rockmouth nicht besorgt, James,« antwortete Mr. Haggard, seine große Uhr von Neuem befragend. »Es ist jetzt bald zwei Uhr und um sechs müssen wir wieder fortfahren. Ich muß Euch jetzt verlassen, Kinder, merke Dir, James, ich vertraue Dir Naomi an. Führe sie nicht an gefährliche Stellen; geht lieber nicht weiter die Klippe entlang, sondern spaziert über das Thal und den Hügel

hinauf nach jenen Wäldern. Du wirst dort gewiß viele neue Farnkräuter für Deine Wildniß finden, Naomi.«

»Sei ohne Sorge, Vater, ich werde sie in Acht nehmen,« erwiderte James zuversichtlich.

Joshua entfernte sich, lebhaft beschäftigt mit allen ihm obliegenden priesterlichen und kaufmännischen Pflichten — er überlegte, zu welchem Preise er Thee und Zucker und Colonialwaaren verkaufen könne und rief sich gleich darauf die alten Männer und Frauen ins Gedächtniß denen er heute geistlichen Rath und Trost bringen wollte.

Es war die goldigste, träumerischste Stunde des Sommertages. Naomi saß in dem moosigen Grunde unter dem überhängenden Felsen, den Kopf gegen den Stein gelehnt, das Auge auf ein fern am Horizont erscheinendes silberglänzendes Segel gerichtet.

»An einem solchen Tage könnte ich Stunden lang das Meer und den Himmel anblicken,« sagte sie, in ihrer süßen Trägheit das Auge nicht einmal auf den richtend, zu dem sie die Worte sprach.

»Und ich wäre zufrieden, wenn ich neben Ihnen Wache halten oder das Meer durchschwimmen könnte, um zu Ihnen zu kommen,« antwortete eine Stimme — nicht Jim's — dicht neben ihr.

Sie fuhr erschrocken auf, wurde erst bleich und

dann purpurroth.

»Habe ich Sie erschreckt?« fragte Oswald sich entschuldigend.

Er war von dem Thale herausgekommen, ohne daß sie seine Fußtritte auf dem weichen Moosteppich gehört hatte.

»Sie haben mich allerdings ein wenig erschreckt,« antwortete Naomi nach Athem ringend und immer heißer erröthend. Ein Landmädchen, unerfahren in der Kunst der Koketterie, wie sie war, gelang es ihr nicht, ihre Bewegung zu verbergen.

»Sie mußten doch aber wissen, daß ich kommen würde,« fuhr Oswald fort und blickte zu Jim empor, der eine noch höhere Felsspitze erklettert hatte und von dem unsichersten Stützpunkt, den er nur zu finden vermochte, eine Rundschau über Land und Meer hielt.

»Wie konnte ich wissen? Ich dachte vielleicht, daß Sie —« stammelte Naomi, während sie kleine Büschel korallenfarbiges Moos von der Klippe pflückte.

»Konnten Sie denken, ich würde Comhaven einen ganzen Tag ohne Sie ertragen, wenn es in meiner Macht liegt, Ihnen zu folgen? Ich wußte von Ihrer beabsichtigten Lustfahrt, nur nicht den dafür bestimmten Tag und nahm mir vor, von der Partie zu sein. Hätte mein Vater es sich nicht gerade heute

Morgen in den Kopf gesetzt, daß er mich brauche, so würde ich schon früher gekommen sein, ich mußte aber mehrere Stunden bei ihm in seinem Arbeitszimmer sitzen und Pachtverträge vorlesen. Es war zwölf Uhr, als ich zum Ausreiten kam. Als ich an Ihrem Hause vorüber ritt, erkundigte ich mich nach Ihnen und der Gehilfe sagte mir, Sie wären mit Ihrem Vater nach Rockmouth gefahren, da ließ ich Herne ausgreifen und mich in kürzester Zeit hierherbringen. Ich habe ihn in »Wanderers Ruhe« eingestellt.«

»Dort steht Dobbin auch.«

»Ja, ich sah ihn in einem alten dunklen Stall sein Heu verzehren. Wie lange werden Sie hier bleiben, Naomi?«

»O noch recht lange. Wir haben Urlaub bis sechs Uhr und wollen Farrnkräuter suchen.«

»Ach, heute suchen wir keine Farrnkräuter. Wir wollen nach der Bucht hinunter gehen.«

»Ist das auch sicher? Mein Vater warnte uns, nicht an gefährliche Stellen zu gehen.«

»Ganz sicher. Denken Sie, ich würde Sie in Gefahr bringen? Ich kenne an dieser Küste jedes Fleckchen. Wir wollen statt Farrnkräutern See-Anemonen suchen, sie sind weit interessanter.«

»See-Anemonen?« rief Naomi die Augen weit

öffnend.

Sie kannte die Art wohl, wußte aber den Namen nicht.

»Ja, die schönen roth und weißen und grünen und blauen Dinger, welche ihre Blätter entfalten und schließen wie lebendige Blumen — die Rosen und Lilien im Garten des alten Neptun, animalische Blumen nennen sie die Naturforscher. Ich will sie Ihnen zeigen. Lassen Sie uns nach der Bucht hinuntergehen; Naomi, Sie werden sich doch nicht fürchten, sich mir anzuvertrauen?«

Die edlen dunklen Augen begegneten den seinigen mit einem Blick voll Vertrauen und Hingebung. Glaube, Hoffnung und Barmherzigkeit waren die drei Tugenden, welche aus Naomi's Augen blickten — unbegrenzter Glaube an die Güte Anderer, unbegrenztes Mitgefühl mit den Leiden Anderer, unbegrenzte Hoffnung auf Alles, was rein und schön war auf Erden und im Himmel.

Naomi sah hinunter auf die Bucht. Hier und dort schimmerten Flecke nassen gelben Sandes und Felsblöcke, die mit vielfarbigen Seegewächsen bedeckt waren. Es waren ohne Zweifel schlüpfrige, gefährliche Felsen, sie waren aber in ihrer brillanten Färbung unter dem Sonnenhimmel sehr schön.

Naomi, erschien es sehr verlockend, Entdeckungsreisen in dieser Bucht anzustellen; in demselben Augenblicke fiel ihr Auge aber auf den Korb, den Jim in einen Felsspalt gesetzt hatte.

»Sie haben vielleicht kein Luncheon gehabt,« sagte sie. »Wäre Ihnen gefällig, erst ein Stück von Tante Judiths Pastete zu versuchen, ehe wir nach den Seeblumen gehen?«

»Tante Judiths Pastete kommt mir höchst gelegen.«

Sie öffnete den Korb, breitete ein Tischtuch über eine Felsplatte, setzte die Ueberbleibsel der Pastete und den Rest des Cider in dem Steinkrüge auf und machte ihm Alles sehr behaglich. Glückselig sah sie zu, wie Oswald es sich schmecken ließ, und goß ihm den Cider in einen altmodischen Becher. Er sprach dem ländlichen Mahle tapfer zu, wollte aber nicht viel Zeit mit dem Essen verlieren.

»Kommen Sie,« sagte er, das Tischtuch zusammenfaltend und wieder in den Korb legend, »lassen Sie uns zu den Anemonen gehen.«

»Kann Jim mit uns kommen?« fragte Naomi.

»Versteht sich.«

Man blickte über Land und Meer, aber weit und breit war kein Jim zu sehen; Naomi rief, erhielt jedoch keine Antwort.

»Ein unerträglicher Bursche! Und dabei hat ihm der Vater noch eingeschärft, nicht an gefährliche Stellen zu gehen.«

»Er kommt nicht zu Schaden, verlassen Sie sich darauf. Jungens passiert so wenig ein Unfall wie Katzen. Sie fallen und zerreißen ihre Kleider, ihnen selbst geschieht aber nichts.«

»Bei Jim trifft das allerdings zu,« erwiderte Naomi. »Er setzt uns beständig in Angst und Schrecken, aber zu Schaden kommt er nicht.«

»Natürlich nicht. Wir werden ihn schon irgendwo bei der Bucht finden.«

Es war ebenso wahrscheinlich, daß man ihn an der Bucht fand, wie an jedem anderen Orte, Naomi willigte also ein, mit Oswald zu gehen, und sie stiegen Hand in Hand den engen Fußsteig hinunter und sprangen von Klippe zu Klippe. Führte der Weg auch in die Tiefe, so war es ihr doch, als stiege sie in den Himmel. Ihre Seele schien Flügel erhalten zu haben und hob sich höher und höher, während ihr sterblicher Theil die Klippe hinabstieg.

Wie lieblich war es an der Bucht. Dieser glatte, glänzende Sand, diese trügerischen Klippen, schlüpfrig, grausam und verrätherisch wie das Herz des Menschen! Wie lieblich waren Meer und Himmel

und die fruchtbare ansteigende Erde! Wie lieblich in einer solchen Welt zu leben und zu fühlen, wie Naomi fühlte, deren Hand, vielleicht ohne daß sie es wußte, noch immer in Oswalds ruhte, während sie langsam über den Sand schritten und unter dem Vorgeben, nach See-Anemonen zu suchen, in alle Höhlungen der Felsen blickten, die mit dunkel glänzendem Wasser, ähnlich schwarzen Diamanten, angefüllt waren.

»Naomi«« sagte Oswald mit leiser, tiefer Stimme, »wie süß ist es, so allein mit Ihnen zu sein!«

Naomi erröthete bei dieser Anrede, so gewöhnlich sie im Grunde war.

»Wir waren oft allein in der Wildniß,« sagte sie schüchtern; »da ist eine, weiß und roth gestreift,« rief sie in eine Höhlung deutend.

»Ich liebe die Wildniß,« antwortete Oswald, »aber oft waren wir dort nicht allein, in der Regel hat Jim die Güte, uns dort Gesellschaft zu leisten. Es ist ein lieber, prächtiger Junge, ich würde aber doch vorziehen, Sie öfter so wie heute für mich ganz allein zu haben. Sehen Sie sich um, Naomi, mit Ausnahme des weißen Segels da drüben ist nirgend eine Spur menschlichen Lebens zu erblicken, wir könnten uns einbilden« auf einer unbekanntem Insel in der Südsee zu sein. Naomi, freut es Sie, daß ich Sie heute

aufgesucht habe?«

Sie sah ihn mit den treuen, aufrichtigen Augen ernst und nachdenklich an und antwortete dann mit Bestimmtheit:

»Ja.«

»Ist Ihnen der Tag angenehm, weil wir ihn zusammen erleben?«

»Ja. Sie sind der einzige Freund, den ich in Comhaven habe, der einzige Freund, der Alles zu verstehen scheint, was ich fühle und denke und hoffe. Ich habe selbstverständlich noch andere Freunde, die ich liebe und achte, im Vergleich zu Ihnen stehen sie mir aber fern.«

»Bedeutet das nicht Liebe, Naomi?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete sie die Augen niederschlagend.

»Sagen Sie mir, daß es Liebe bedeute« Naomi, und Sie machen mich zum glücklichsten Menschen. Ich habe auf eine stille, einsame Stunde wie diese schon lange gewartet, um Ihnen mein ganzes Herz auszuschütten. Geliebte, es gehört Ihnen schon seit langer Zeit. Sie haben mein Leben glücklich gemacht, mich mit Hoffnungen und Träumen erfüllt, wie ich sie nie zuvor gehabt. Sie machen mir öfter Vorwürfe darüber, daß ich mich willig einem, wie Sie es nennen,

zwecklosen Leben in Combhaven hingebe. O, mein Herz, ich habe nur den einen Lebenszweck, glücklich mit Ihnen zu leben, keinen anderen Ehrgeiz, als Sie zur Gattin zu gewinnen.«

»Das ist ein sehr geringer Ehrgeiz,« antwortete sie — mit ernstem, süßem Lächeln, »und vielleicht ein recht thörichter. Ich will nicht sagen, daß ich überrascht bin, Oswald,« fuhr sie, ihre Augen schüchtern zu seinem ernstesten Gesichte erhebend, fort, »ich will nicht sagen, daß ich es nicht gemerkt hätte, daß Sie — sich etwas aus mir machen. Ich habe es geahnt und recht ernstlich darüber nachgedacht, aber zur Klarheit bin ich noch nicht gekommen. Ich weiß nicht, ob es mir und Ihnen zum Heile gereichen würde, wenn ich gestatte, daß Sie zu mir von Liebe reden, weiß nicht, ob ich Ihnen je mehr sein darf, als Ihre treue, aufrichtige Freundin.«

»Meine süße Predigerin!« rief Oswald, sie mit bewundernden Augen betrachtend und seinen Arm verstohlen um ihre Taille legend, »und weshalb diese Zweifel?«

»Wir gehören sehr verschiedenen Lebenssphären an. Was würde man in Combhaven sagen, wenn Sie die Tochter eines Krämers heiratheten?«

»Ich glaube das Urtheil der Majorität würde lauten,

ich habe das hübscheste Mädchen des ganzen Ortes geheirathet,« antwortete er leichthin.

»O, Oswald« bitte sein Sie ernsthaft. Ich weiß, daß die Leute sehr harte, bittere Dinge sagen würden. Sie würden sagen, Sie hätten sich durch solche Heirath erniedrigt und mein Vater hätte Ihnen eine Schlinge gelegt. Und wenn der erste Rausch vorüber ist, würde Ihnen doch auch mancherlei nicht recht sein. Wie würde es Ihnen gefallen, Tante Judith zur Tante zu haben und zu wissen, daß Ihr Schwiegervater hinter dem Ladentische steht.«

»Der Ladentisch und Tante Judith stören mich nicht, wenn ich nur Sie habe.«

»Warum wollen Sie aber ein solches Opfer bringen, da Sie doch eine Dame Ihres Ranges heirathen können?«

»Ich habe noch keine bessere Dame gesehen als Sie, Naomi, und will keine Andere zur Frau haben. Ich achte Ihren Vater ebenso hoch, als wenn er ein Bischof wäre, und werde über die Verwandtschaft mit ihm niemals erröthen. Ich glaube ich bin im Herzen Republikaner, denn ich habe kein Verständniß dafür, daß ein Mann unter mir stehen soll, weil er einen Laden hält. Es giebt keinen Krämer, der länger und genauer handelte als mein Vater, wenn er eine

Pachtung neu zu vergeben hat. Ist er weniger Händler, weil seine Waare in Grund und Boden besteht? Eigentlich verdient er doch weniger Ehrerbietung für seinen Besitz, den er von seinen Voreltern geerbt hat, als Derjenige, der, was er sein nennt, durch eigene Arbeit erworben hat.«

»So sprechen recht viele Leute und denken sehr wenige,« antwortete Naomi gedankenvoll.

»Ich gehöre aber zu denen, die denken wie sie sprechen. Kommen Sie, Theuerste, lassen Sie uns nicht über sociale Fragen streiten. Ich wünsche Antwort auf eine Frage, die uns näher berührt. Ich liebe Sie von ganzem Herzen, Naomi, ich will Sie zur Frau haben und erkenne keinen gesellschaftlichen Unterschied zwischen uns an. Ich werde so stolz sein, Sie heimzuführen, als wenn Sie die Tochter eines Herzogs wären. An unserm Hochzeitstage werde ich so stolz sein, als wären Sie eine Prinzessin des Landes und unsere Heirath würde mit dem Geläute sämtlicher Kirchenglocken des Inselreiches begrüßt. Antworten Sie mir, Geliebte. Ich biete Ihnen treue, heiße Liebe, haben Sie mir dagegen nichts zu geben?«

»Ich werde nicht leichthin antworten,« sagte Naomi ernst bis zur Traurigkeit. »Denken Sie auf welche wichtige Frage Sie Antwort von mir verlangen. Unser

ganzes Leben hängt von dem Entschlusse ab, den ich fassen soll. Weder Sie, noch ich dürfen ohne reifliches Nachdenken eine Entscheidung treffen, und, Oswald, ich fürchte Sie gehen in den meisten Fällen ohne ernstes Nachdenken zu Werke,« fügte sie, zu seinem lächelnden Antlitz emporblickend, hinzu.

»Ich halte Liebe und Nachdenken für keine allzu engen Verbündeten, Naomi. Ich liebe zu innig, um meine Gefühle zu analysieren oder meine Liebe zu einer Streitfrage zu machen, und denke, wenn Sie mich nur ein wenig liebten, würden Sie nicht daran denken, mir Schwierigkeiten zu machen.«

»Fühlen Sie sich sicher, daß Sie mich mein ganzes Leben lang lieben werden, daß die Laune« die Sie jetzt haben, nicht vorübergeht, daß, wenn ich Ihre Frau geworden wäre, nie ein Tag kommen könnte, wo Sie Ihre Wahl bereuen und Sie sich sagen, Sie hätten klüger wählen können?«

»Ein solcher Tag wird niemals kommen, Naomi, mein Herz giebt mir die Antwort darauf. Kennen wir uns nicht genugsam, daß wir unserer eigenen Gefühle sicher sein dürfen? Ich kenne Sie seit einem Jahre, Naomi, es ist keine plötzliche Laune, die ich fälschlich als Liebe bezeichne. Meine Neigung für Sie begann als Freundschaft, ernst, süß und ruhig, und

reifte langsam zur Liebe heran. Habe ich nicht das Recht, für eine solche Liebe dreist gut zu sagen? Wir haben einander unsere Herzen offen dargelegt, wir haben keine Geheimnisse vor einander, wir haben Seite an Seite gekniet und gemeinsam gebetet, wir sind so bekannt mit einander, als gehörten wir demselben Haushalte an. Können Sie von einer in dieser Weise gereiften Liebe Veränderung oder Verfall befürchten? Wahrlich, meine Liebste, zu einer solchen Besorgniß liegt keine Veranlassung vor.«

Naomi hatte sich vorgenommen, sehr ernst, sehr verständig, sehr fest zu sein, wenn die Frage, welche Oswald ihr jetzt vorlegte, an sie herantreten sollte, sie hatte sich vorgenommen, nur der Ueberzeugung nachzugehen und sich sehr schwer überzeugen zu lassen. Aber sie fühlte, daß ihre Gegengründe zu schwinden begannen. Aufrichtigkeit stand auf Oswald's Stirn geschrieben, Wahrhaftigkeit leuchtete aus seinen Augen und sie liebte ihn — liebte ihn mit aller Wahrhaftigkeit, mit der ganzen Hoffnung einer ersten Liebe. Wie sollte sie in einem solchen Falle den Kampf fortführen?

»Antworten Sie mir, Naomi; sagen Sie mir, daß ich mich nicht mit grundlosen Hoffnungen bethört habe, daß Sie mir Liebe für Liebe geben.«

»Ich werde nicht für mich selbst antworten,« sagte sie sich aus seinem Arm losmachend,« mein Vater soll entscheiden, er soll für uns wählen.«

»Das ist eine sehr kalte Antwort auf ein Geständniß heißer Liebe,« entgegnete Oswald beleidigt.

»Es handelt sich für uns um das ganze Leben,« antwortete sie. »Ich will nicht leicht entscheiden, will nicht eigenmächtig wählen.«

»Wenn Sie mich liebten, Naomi, würden Sie keinem Andern die Entscheidung über unser Schicksal anheimgeben.«

»Wenn Sie denken, ich liebe Sie nicht, so verbannen Sie mich aus Ihren Gedanken,« sagte sie nicht ohne Würde. Sie dachte weit mehr an das Glück seiner Zukunft als an das ihre. Für sie wäre es ja schon unsägliches Glück gewesen, ihm anzugehören als seine Dienerin, seine Leibeigene, und wie vielmehr als seine ebenbürtige Gattin und Gehilfin!

»Sie sind kaltherzig und grausam.«

»Nein« Oswald, ich bemühe mich nur, weise zu sein. Ich glaube, mein Vater wird Ihren Wünschen gemäß antworten, aber nicht rasch. Hielte er es für Ihre Wohlfahrt nicht geeignet, daß wir uns heirathen, so würde er Nein sagen, selbst wenn er glaubte, es könne für mich zum Glücke sein.«

»Es ist recht schwer, wenn man mit solchen guten Leuten zu thun hat. Jedes andere Mädchen würde anders geantwortet haben.«

»Wie würde sie geantwortet haben?« fragte Naomi.

»Vielleicht durch Schweigen. Sie würde in mein Gesicht geblickt haben, unsere Lippen hätten sich gefunden und den Bund besiegelt. Unser erster Kuß würde bedeutet haben für immer und ewig. Sie würde mir keine Vorlesung über gesellschaftliche Unterschiede und meine künftige Wohlfahrt gehalten haben,« sagte Oswald tief verletzt durch die sorgfältig abgewogenen Antworten seiner Erkorenen.

Er hatte sich eingebildet, er brauche nur das entscheidende Wort zu sprechen, so werde sie ihre Hand in die seine legen und von ihm ihr Geschick so unterwürfig annehmen, wie Esther die Krone von Ahasverus empfing und Ruth sich Boas zu eigen gab. Er war willig und bereit, alle gesellschaftlichen Bedenken zu opfern und zu Joshua Haggard's Familie hinabzusteigen, aber er hatte doch erwartet, daß dieses Opfer gebührend anerkannt werde.

Eine Zeitlang gingen sie langsam und schweigend nebeneinander her. Naomi betrachtete die schimmernden Wassertümpel zwischen den Felsen, sah aber weder See-Anemonen, noch überhaupt etwas,

Oswald hielt die Augen unverwandt auf das Meer gerichtet.

Endlich ward er seines Zornes Herr und schämte sich desselben.

»Vergeben Sie mir mein ungroßmüthiges Betragen,« bat er. »Naomi, ich weiß, daß Sie ein edles, hohes Wesen sind, jedem Manne wohnt aber eine Selbstsucht inne, die ihn ungeduldig selbst gegen die höchsten Prinzipien macht, sobald der Fluth seiner Leidenschaft dadurch ein Damm entgegengesetzt wird. Sie sind gut, selbstlos, wahrhaftig und fest wie ein Felsen. Sie sind nicht gleich Byron's Frauen: Naomi. Diese sind die incarnirte Liebe, die bereit ist, sich selbst und den geliebten Gegenstand auf dem Altar der Liebe zu opfern. Sie schauen weder rückwärts, noch vorwärts, für sie ist die Gegenwart unendlich, ewig, und diese Gegenwart ist die Liebe. Eine kurze Zeit sind sie namenlos, überschwänglich glücklich, dann kommt, Verzweiflung, Untergang und sie sterben vor der Zeit am gebrochenen Herzen. Sie sind nicht geschaffen:

»Durch Jahre schwer die innere Last zu tragen.

Die kälteren Herzen dulden, bis das Alter erst sie legt Bedächtig in das Grab.«

»Möchten Sie mich so haben?« fragte Naomi. »Es

scheint mir doch ein hartes Geschick.«

»Nein Naomi, ich wünschte aber, Sie besäßen weniger Ueberlegung und mehr Gefühl.«

»Sie haben die Tiefe meines Herzens noch nicht ermessen,« antwortete sie mit einem Lächeln.

»Nein, denn Sie hüten dessen Schätze gar zu eifersüchtig. Geliebte, sagen Sie mir nur das Eine, daß Sie mich lieben, und ich will zufrieden sein.«

»Wollen Sie sich dann auch dem Ausspruche meines Vaters fügen?«

»Ja, denn ich kann nicht glauben, daß er so grausam sein werde, uns zu trennen.«

»So will ich Ihnen die Wahrheit sagen. Ich liebe Sie aus vollstem Herzen. Sie haben das ganze Leben, für mich umgestaltet. Ich hegte große Gedanken und Pläne, wollte in ferne Länder gehen, um das Licht des Evangeliums unter die Kinder der Heiden zu tragen. Alle diese Wünsche sind verstummt. Außer der Liebe für meinen Vater und meiner Pflicht gegen ihn, habe ich keinen Gedanken mehr, der nicht Ihnen gehörte.«

»Gott segne Sie, Naomi, für dieses süße Bekenntniß. Jetzt fürchte ich nichts mehr. Hätte Ihr Vater die Absicht, uns zu trennen, so würde er das schon lange gethan haben. Geduldig will ich mich seinem Ausspruche fügen, ich schmachtete nur

danach, das Geständniß Ihrer Liebe von Ihren eigenen holden Lippen zu hören.«

Die erhaltene Versicherung stimmte Oswald für den Rest des Sommernachmittages sehr heiter und der ruhige Glanz in Naomi's Augen erzählte von einem ebenso großen und vielleicht noch tieferen Glücksgefühl. Sie wanderten die Küste entlang und gaben sich den Anschein, in das Studium der Naturgeschichte vertieft zu sein, ihre Gedanken flogen aber weit weg von Seesternen, Muscheln und Seegräsern und beschäftigten sich mit der eigenen Zukunft. Oswald sprach davon, was er für Combhaven zu thun gedenke, wenn der Squire einst in der Gruft bei seinen Vätern ruhen werde, und daß sein Bruder Arnold zurückkommen und bei ihnen leben solle. Er malte aus, wie Naomi eine neue Kapelle für ihren Vater und eine Schule für ihre kleine Schülerinnenschaar erbauen solle, wie das Geschäft an Jim und Tante Judith übergehen müsse, damit ihr Vater sich einzig seinen Pflichten als Prediger und Lehrer widmen könne.«

»Und Sie werden sich Ihrer methodistischen Frau und Ihres Methodisten-Schwiegervaters nie schämen, Oswald?« fragte Naomi ängstlich.

»Niemals, Geliebteste. Soll ich das Licht verachten,

weil es aus einer Leuchte strahlt, welche eine andere Form als die vom Staate vorgeschrieben hat? Wer weiß, ob ich nicht eines Tages selbst Methodist werde? Ich habe im Zimmer Ihres Vaters mehr vom Evangelium gelernt als während meines ganzen früheren Lebens und bin durch seine Predigten tiefer gerührt worden als durch die langweiligen doctrinairn Abhandlungen, mit denen der Vikar uns zu erbauen versucht.«

Die im Westen sinkende Sonne erinnerte sie daran, daß es Zeit sei, sich nach James umzusehen und an die Rückkehr nach »Wanderers Ruhe« zu denken, wo Joshua nach vollbrachten Geschäften mit ihnen zusammentreffen wollte. Oswald sah auf seine altmodische Uhr, ein Erbtheil von seiner Mutter und kein sehr zuverlässiger Zeitmesser. Sie zeigte drei Viertel auf fünf Uhr. Sie gingen also langsam zurück bis zu dem Punkte, an welchem sie herabgestiegen waren, und klotzten den Weg nach dem Felsschloß in die Höhe, wo sie die Freude hatte, den verloren gegangenen James wohlbehalten anzutreffen. Er saß auf einem Felsblock, hatte den Fouragekorb zwischen den Knien und verzehrte, was von Eßbarem darin noch enthalten war.

»Jim, wo hast Du den ganzen Nachmittag gesteckt?« fragte Naomi.

»Ihr habt Euch gewiß sehr viele Mühe gegeben, mich zu suchen. Wo habt *Ihr* denn den ganzen Nachmittag gesteckt? Unten an der Bucht, und habt ein sehr nettes Schauspiel gegeben. Ihr habt wohl nicht gedacht, daß Euch Jemand zuschauen könnte? Ihr wußtet nicht, daß ich während der ganzen Zeit auf der Spitze der Klippe saß und die Aussicht genoß. Aber gräme Dich nicht darum, Naomi, ich vergebe Dir.«

»Wir haben einen sehr glücklichen Nachmittag gehabt, Jim, und Naomi hat versprochen, meine Frau zu werden — die Einwilligung ihres Vaters vorausgesetzt.«

Jim klatschte in die Hände und führte auf dem kleinen sonnenverbrannten Rasenplatz am Strande der Klippe eine Art von Kriegstanz auf.

»Wie freue ich mich!« rief er. »Natürlich sah ich, was kommen würde, d. h. ich sah, daß Sie und Naomi einander immer lieber gewannen, und ich dachte, Sie wären von der rechten Art und würden sich nicht schämen, die Tochter eines Krämers zu heirathen, wenn Sie sie liebten, wie Caroline in dem Liede, die den kühnen Seemann heirathete.«

Und Jim begann die Anfangsstrophen, eines beliebten Volksliedes zu singen:

»Caroline, des Edelmanns Töchterlein.«

Oswald war zu sehr verliebt, als daß ihm der Gedanke gekommen wäre, Jim dürfte doch ein etwas lästiger Schwager sein; übrigens war er vielleicht nicht einmal roher, als Knaben seines Alters im Allgemeinen zu sein pflegen.

Sie gingen statt auf dem engen Pfad an der Klippe durch das Thal nach Rockmouth und nahmen sich viel Zeit, denn der Spaziergang war höchst angenehm, richteten es aber noch ein, daß sie Punkt sechs Uhr im Wirthshause waren. Dobbin war bereits angespannt und harrte geduldig vor der Thür; Joshua saß in der Vorlaube und sprach zu einer kleinen Gruppe um ihn versammelter Männer.

Er zeigte wenig Erstaunen, als er Oswald in der Gesellschaft seiner Kinder erblickte, begrüßte ihn aber mit — herzlicher Freundschaft. Jim brachte den leeren Korb im Wagen unter und Naomi nahm ohne Zeitverlust ihren Platz ein. Herne ward ebenfalls vorgeführt und die kleine Gesellschaft brach auf; der Vater und die Kinder auf dem Wagen, Oswald im eifrigen Gespräch mit Joshua und Naomi nebenherreitend.

Es war ein entzückender Heimweg über Berg und Thal, über Felder und Wiesen und kleine Weilen die

so träumerisch aussahen, als sei die Hälfte ihrer eng begrenzten Welt schon in Schlummer versunken. Allmählig erhob sich die glänzende Vollmondscheibe über der fernen See und tauchte Alles in ein zauberhaftes Licht.

Oswald fühlte sich in diesem wunderbare Mondenschein tief bewegt, wie die höchsten Schönheiten der Natur ja besonders auf liebende Herzen den lebhaftesten Eindruck zu machen pflegen; er lehnte sich zu Naomi hinüber und drückte ihre Hand, und Beiden war es, als würden durch diesen Händedruck ihre Geschicke unauflöslich verbunden.

* *
*

Am nächsten Tage hatte Oswald eine Unterredung mit Joshua Haggard. Mit Wärme und voll edlen Gefühles brachte er seine Werbung an und Naomi's Vater antwortete ihm mit vollster Offenheit.

»Ich bin nicht zu stolz, zu bekennen, daß Ihr Antrag mich stolz macht,« sagte er. »Ich weiß, es ist gegen alles Herkommen, daß der Sohn eines Grundbesitzers — ein Mann van alter Familie — die Tochter eines Geschäftsmannes heirathet. Wäre ich ein großer Kaufmann in der Londoner City und hätte Millionen

erworben, so wäre das etwas Anderes. Ich weiß, man wird diese Heirath sehr hart beurtheilen und es wird Leute geben, die Ihre Frau über die Achsel ansehen, wenn Sie nicht klug genug sind, sie ihr nicht in den Weg kommen zu lassen. Ich weiß das Alles, Mr. Pentreath, ich weiß aber auch, daß sich zwei junge unverdorbene Herzen so eng aneinandergeschlossen haben wie zwei Nußkerne in derselben Schale, und kann mich nicht dazu bringen, die Meinung der Welt so hoch anzuschlagen, daß ich das Gefühl dieser jungen Herzen unberücksichtigt ließe und Ihnen die Einwilligung zu Ihrer Heirath mit meiner Tochter verfolgte.«

»Ich wußte, Sie würden das nicht thun,« rief Oswald lebhaft.

»Alles, was ich verlange und woran ich unerschütterlich festhalten werde, ist, daß diese Ehe nicht übereilt geschlossen werde. Sie müssen hinreichend Zeit haben, sich selbst zu prüfen, alle Konsequenzen Ihres Schrittes zu erwägen und jede mögliche Sicherheit zu gewinnen, daß Ihnen nicht eines Tages die Reue komme. Sie sind beide noch jung, Naomi hat die Schwelle der Kindheit noch nicht allzulange überschritten. Geben Sie mir das Versprechen, daß Sie während der nächsten zwei Jahre nicht an Heirathen denken wollen, daß Ihr Verkehr mit

meiner Tochter sich in den Grenzen einer ruhigen Freundschaft halten wird und das zwischen Ihnen keine thörichten Liebeleien stattfinden. Wenn nach Ablauf dieser zwei Jahre Ihr Herz sich ihr immer noch zuneigt, wenn Sie Beide alsdann noch die Ueberzeugung haben, daß eine Heirath das beiderseitige Glück begründet, so will ich mit Freuden meine Einwilligung und meinen Segen zu der Verbindung geben, denn ich habe alsdann die Sicherheit, daß dadurch gegen Niemand ein Unrecht geübt wird.«

»Das sind ziemlich harte Bedingungen, Mr. Haggard,« sagte Oswald, dessen anfängliches Entzücken sich in Niedergeschlagenheit verwandelte. »Sie werden mir aber doch wenigstens gestatten, daß ich während dieser Probezeit als Naomis verlobter Bräutigam gelte.«

»Nicht also, Mr. Pentreath. Sie werden uns als Freund des Hauses jederzeit willkommen sein, ich werde aber vor Ablauf der von mir bestimmten Zeit eine förmliche Verlobung zwischen Ihnen und meiner Tochter nicht gestatten. Ich verlange von Ihnen das Versprechen, daß Sie Naomis Freund und nicht ihr Liebhaber sein wollten, und hoffe, ich kann Ihnen vertrauen; daß ich meiner Tochter vertrauen darf, weiß ich.«

»Ich würde mich den härtesten Bedingungen unterwerfen, um nur nicht von Naomi getrennt zu werden,« erwiderte Oswald nach einer Pause, »und weiß, sie wird Ihnen gehorchen, so hart Ihr Ausspruch auch sein mag. Es wird dann also wohl dabei bleiben müssen, Mr. Haggard. Ich werde zu Naomi kein Wort sprechen, das nicht auch jeder andere Freund des Hauses sagen dürfte, will jedes Gespräch über die Zukunft meiden, will sie hochhalten und verehren und alle süßeren Hoffnungen und Wünsche in meiner Brust verschlossen halten.«

»Hier ist meine Hand, Oswald,« sagte Joshua, den Sohn des Squires zum ersten Male bei seinem Vornamen, anredend. »Von heute an sollen Sie wie ein Sohn meines Hauses angesehen werden. Nun möchte ich aber noch eine Frage an Sie richten: Hat Ihr Vater eine Ahnung von Ihrer Neigung zu Naomi?«

»Er weiß, daß ich viele Abende in Ihrem Hause zugebracht habe, ich habe daraus nie ein Geheimniß vor ihm gemacht, und manche Winke und Anspielungen, die er fallen gelassen, bringen mich zu der Vermuthung, daß ihm der Magnet, der mich so oft zu Ihnen zieht, nicht unbekannt sei. Ich glaube ferner nicht, daß er etwas Besonderes gegen meine Heirath mit Naomi einzuwenden haben wird, wäre dies aber selbst der Fall, so würde ich mich doch in dieser

Angelegenheit seiner Autorität nicht fügen. Er ist kein so zärtlicher Vater gegen mich gewesen, daß ich mein Glück seinen Launen opfern sollte.«

»Er ist Ihr Vater und Sie haben die Pflicht ihm zu gehorchen,« sagte Joshua.

»Ja, in allen rechten Dingen. Ich glaube indeß nicht, daß er mir ein Hinderniß in den Weg legen wird, sofern es nur ein Mädchen ist, das eine gute Erziehung erhalten hat und von der er nicht zu befürchten braucht, sie werde das von ihm zusammengescharfte Geld verschwenden.«

Zweites Kapitel.

Der Squire macht einen Handel.

Wiederum war ein Jahr in vollster Stille vorübergegangen — ein Jahr, das durch keinen Schatten von Unruhe, Schmerz oder Uneinigkeit für Joshua Haggard und die Seinen getrübt worden war. Oswald war seinem Versprechen treu geblieben und hatte sich genau in den — Schranken der ihm angewiesenen Stellung eines Freundes der Familie gehalten. Das einfache, ereignislose Leben war in seinem regelmäßigen Verlauf dahingeglitten: das nachmittägliche Theetrinken. Tante Judiths Vorlesungen über Sparsamkeit und Pflichterfüllung, träumerische Abende in der Wildniß, bei welchen lediglich die grauen wollenen Strümpfe, die Naomi strickte, vom Flecke kamen, da jedoch sobald ein Paar fertig war, ein neues von derselben Farbe und Größe an die Reihe kam, so schienen sie Oswald als ein Bild der Ewigkeit. Und in gleichem unverändertem Einerlei folgte Abend für Abend die Bibelstunde, das einfache Abendessen und der freundliche Abschied, den er an der hölzernen Gartenthür von Naomi und

ihrem Vater nahm. Es waren stille, monotone Freuden, die für Oswald Pentreath aber noch nichts von ihrem Reiz eingebüßt hatten. Hätte es in Joshuas Leben schwache Stellen gegeben, wären in diesem Hause unehrenhafte Dinge zu entdecken gewesen, so würde Familiarität einen solchen ruhigen Familienkreis bald ins Ordinaire gezogen haben, hier war aber Alles gut und echt. Selbst Tante Judith, wenn man sie auch nicht angenehm und liebenswürdig nennen konnte, war in ihrem Charakter rein und durchsichtig wie das Tageslicht. Es gab in diesem Hause kein Gespenst, über das der Fremde unversehens stolpert, keine dunklen Punkte, die sich dem Entdecker zu seinem eigenen Unbehagen enthüllen.

Sehr ruhig, friedlich und leidenschaftslos war der Liebeshandel, der kein Liebeshandel war und den beiden Hauptpersonen in der kleinen Komödie doch ebenso viel bedeutete, als wären sie Liebesleute von der allerromantischsten Sorte gewesen und hätten den Mund nur geöffnet, um ihm eine Fluth von Sentimentalität entströmen zu lassen. Keine Nonne im Kloster war in ihrem Gelübde treuer als Naomi dem ihrem Vater gegebenen Versprechen, es solle während ihrer Probezeit zwischen ihr und Oswald nicht von Liebe die Rede sein, und auch Oswald unterwarf sich im Allgemeinen mit gutem Anstande den ihm

aufgelegten Bedingungen, wenn er auch gelegentlich einen kleinen Ausbruch der Empörung darüber nicht unterdrückte.

»Ich bin wie ein Ladenbursche im Geschäft Ihres Vaters,« sagte er. »Benehme ich mich während meiner Lehrzeit gut, halte ich die Finger vom Zucker und von den Feigen und unterschlage ich nicht etwa gar einen Sixpence, wenn sich die Gelegenheit dazu giebt, so werde ich nach Ablauf meiner Zeit als Theilnehmer angenommen. Ich bin auf Probe, ist es nicht so, Naomi?«

»Ihre künftige Glückseligkeit ist auf Probe, Oswald. Können Sie beständig in der Freundschaft sein, so sind Sie auch beständig in —«

»Still!« rief der junge Mann, ihr die Hand auf den Mund legend, »du war das verbotene Wort beinahe heraus.«

Naomi erröthete und bewegte ihre Stricknadel in schnellerem Tempo; Oswald lachte herzlich über seinen — kleinen Scherz. Sie waren in diesen schönen Sommertagen unschuldig glücklich, gleich Kindern unbekannt mit der außerhalb ihres engen Kreises liegende Welt. Keinen Gedanken, keinen Wunsch gab es, den Einer vor dem Andern verborgen gehalten hätte, sie fanden es natürlich, zusammen zu sein,

zusammen zu denken, zusammen zu hassen und zu träumen, als wären sie ein neuer Ferdinand und eine neue Miranda und dieser stille Winkel, der sich Combhaven nannte, eine verzauberte Insel gewesen.

In Jim's Begleitung durchwanderten sie den Wald — und Park des Squires und Herne hatte träge Tage, denn nur selten bestieg ihn Oswald zu einem weiten Ritt. Er unterwies Naomi im Blumen- und Landschaftszeichnen und ihre natürliche Begabung, wie ihre tiefe Liebe zur Natur machten sie zu einer sehr gelehrigen und geschickten Schülerin.

Wer Tante Judith und den in Joshua Haggards Hause herrschenden Geist kennen gelernt hat, wird übrigens nicht annehmen, daß es Naomi gestattet war, ihre Tage im süßen Müßiggange mit Waldspaziergängen, Zeichenversuchen und Pflanzungen in der Wildniß zuzubringen. Sie stand im Sommer jeden Morgen um fünf Uhr auf und half Sally bis zur Frühstückszeit beim Reinigen des Hauses. Sie war es, welche die Zimmer aufräumte, die alten Möbel so glänzend polirte, die Schlösser so blank putzte und die alten Porzellansachen frei vom Staube erhielt. Das fleißige Bürsten und Reiben erweiterte ihre Brust und gab ihren Gliedern Geschmeidigkeit, ihrer klaren, bleichen Hautfarbe kam das frühe Aufstehen und das thätige Leben sehr zu Statten. Die Blumentöpfe

standen ebenfalls unter ihrer besonderen Obhut und ein welches Blatt an den Geranien oder Fuchsien — die letztere Blume war damals neu und wurde von den Blumenzüchtern hochgeschätzt — wäre für sie eine Schande gewesen. Sie stärkte und plättete sämtliche Mousselingardinen und Tante Judiths Begriffe von Vornehmheit erforderten einen nicht geringen Aufwand von Draperien aus gestärktem Mousselin.

Die Wäsche des Hauses wurde ebenfalls von Naomi in Ordnung gehalten und manche moderne Hausfrau, welche dreißig oder vierzig Guineen für ein Gesellschaftskleid ausgiebt, möchte vielleicht erröthen, hätte sie ihren Wäscheschrank vergleichen können mit jener geräumigen, mit vielen Fächern versehenen Kammer, in welcher Naomi ihr glänzendes Tischzeug und die Bettwäsche von irischem Leinen, Alles von ihrer eigenen Hand sauber genäht und gezeichnet, sorgfältig übereinander geschichtet und mit Lavendel durchduftet, — aufbewahrte. Die Garderobe ihres Vaters und Bruders ward von ihr ebenfalls in Verschuß und gutem Stand erhalten und sie gab sich mit dem Ausbessern ebenso viel Mühe und setzte einen eben so großen Stolz darin wie unsere heutigen jungen Damen in die künstliche Ausführung von point Turque oder point de Venise. Naomi arbeitete ihre Kleider selbst, von denen sie allerdings

keinen allzu großen Ueberfluß besaß, und fertigte für Tante Judith diejenigen Putzartikel an, welche diese Dame für ihre Stellung und ihre Würde als unerläßlich erachtete.

Wenn Joshua Haggards Tochter süße, arkadische Muße genoß, so hatte sie dieselbe durch vorhergegangene Arbeit reichlich verdient. Kein ungesäumtes Staubtuch legte Zeugniß gegen sie ab, kein knopfloses Hemd in Schiefach oder Kommode erzählte in stummer und doch sehr beredter Sprache von ihrer Nachlässigkeit. Das Leben schenkte ihr sein süßestes Lächeln und kein anklagender Stich des Gewissens mahnte sie an eine versäumte Pflicht.

Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob der Squire um die Neigung seines Sohnes zu der Tochter des Methodistenpredigers schon von der Zeit an gewußt hatte, wo Oswalds Besuche in Haggards Hause häufiger geworden waren, oder ob er erst in diesem Sommer durch das Geschwätz in Combhaven davon unterrichtet worden war. Der Squire konnte, wenn es ihm in seinen Kram paßte, so blind wie ein Maulwurf und wiederum, wenn dies just seinen Zwecken entsprach, so scharfsichtig wie ein Luchs sein. Bisher hatte es ihm gefallen, den Maulwurf zu spielen und sich den Anschein zu geben, als wisse er von nichts, plötzlich, an einem Julitage, warf er aber

die Maske ab und ging während des Mittagessens mit seinem Sohne ohne jede weitere Einleitung auf die Sache los.

»So, junger Herr, so hast Du mich also hinter's Licht geführt!« rief er. »Du hast die Freiheit, die ich Dir gebe, benutzt, um niedrige Bekanntschaften zu machen.«

»Was verstehst Du unter niedrigen Bekanntschaften, Vater?« fragte Oswald erbleichend. »Ich verkehre mit Niemand, der eine solche Bezeichnung verdient.«

»Was? Bist Du nicht ein Ei und ein Kuchen mit dem Krämer Haggard?«

»Ich glaube, Du bekennest Dich zu republikanischen Gesinnungen und verachtest die kleinlichen Unterschiede der gesellschaftlichen Rangordnung.«

»Das thue ich, wenn ein Herzog mich heruntersetzt und sein Land so wohlfeil verpachtet, daß mir das meinige kaum drei Prozent abwirft, darum will ich aber doch nicht, daß mein Sohn und Erbe mit Handelsleuten dicke Freundschaft hält. Ich bin übrigens Republikaner genug, um zuzugeben, daß der Handel ein ehrenwerther Beruf ist, Dein Freund da ist aber ein Hans Dampf in allen Gassen und handelt

sogar noch Sonntags mit Feuer und Schwefel. Daß er ein Krämer ist, könnte ich ihm verzeihen, aber ich verzeihe ihm nicht, daß er ein schurkischer, scheinheiliger Psalmenplärrer ist.«

»Warum nennst Du ihn so? Du kennst ihn nicht und kannst gegen ihn als Dissenter doch kein Vorurtheil haben, da Du ja überhaupt keine Religion besitzt.«

»Ich nenne ihn Psalmenplärrer und Heuchler, weil er aus seiner Frömmigkeit ein Geschäft macht und durch seine Predigten für seinen Thee und Zucker stärkeren Absatz und bessere Preise erzielt als jeder andere Geschäftsmann.«

Oswald zwang sich gewaltsam zur Mäßigung. Eine Schmähung gegen Joshua Haggard war mehr als ein Mann, der Naomi liebte, ertragen durfte.

»Ich kenne Mr. Haggard sehr genau,« sagte er, »und weiß, daß er ebenso ehrenhaft als Geschäftsmann wie ernst als Prediger ist, daß er seine Frömmigkeit nicht als Aushängeschild gebraucht, um gute Geschäfte zu machen, und daß er in früheren Tagen, wo der Lohn des Glaubens in Verfolgung bestand, für seine religiöse Ueberzeugung auf dem Holzstoß Zeugniß abgelegt haben würde. Ja, Vater, dieser einfache Dorfkrämer ist aus dem Holze, aus dem man Märtyrer schnitzt.«

»Ich wünschte, es läge die Möglichkeit vor, dieses Märtyrerthum auf die Probe zu stellen,« antwortete der Squire. »Diese Dissenters heulen beständig von Schwefel und Feuer, das in einer fernen, dunklen Zukunft brenne, ich wünschte, man ließe sie einmal in der Gegenwart Bekanntschaft mit brennenden Reisigbündeln machen. Davon wollte ich aber mit Dir nicht reden, junger Herr, Dich möchte ich nur fragen, was Deine Liebelei mit der Tochter des Methodisten bedeuten soll?«

»Was dergleichen meistens bedeutet, Vater, es ist das Präludium zur Heirath.«

»Was, Du, Oswald Pentreath, hast ernstlich die Absicht, eine Krämerstochter zu heirathen?«

»Gewiß, lieber Vater, wenn sie mich haben will. Ich dünke, Du müßtest Dich geschmeichelt fühlen, daß Dein Sohn sich als ein so gelehriger Schüler Deines Evangeliums der Freiheit erweist.«

Der Squire, welcher den Wirbelwind der französischen Revolution mit erlebt hatte, war ein Verehrer von Danton und Marat und hatte sie oft seinem Sohne gepriesen, hatte aber doch vielleicht nicht erwartet, seine Theorien praktisch ausgeführt und gegen sich gerichtet zu sehen.

»Du beabsichtigst also des Mädchen zu heirathen?«

»ja, Vater. Es sollte mir leid thun, wenn meine Heirath Dir mißfiele, da es aber eine Angelegenheit ist, von welcher das Glück meines ganzen Lebens abhängt, so darfst Du nicht zürnen, wenn ich für mich selbst wähle.«

»Eine hübsche Wahl für den Sohn eines Gentleman!« rief der Squire.

»Angenommen, es wäre eine schlechte Wahl, was ich aber entschieden in Abrede stelle, welche Gelegenheit hätte ich denn gehabt, eine bessere zu treffen? Du hast Dir Dein Leben nach Deinem Gefallen eingerichtet, Dich hier abgeschlossen und von allem Verkehr mit Deinesgleichen zurückgezogen. Mich hast Du so vollständig als Bettler gehalten, daß ich nicht wagen darf, mich mit Leuten aus meiner Lebensstellung zu befreunden, da ich vermöge meiner leeren Taschen dadurch nur in die peinlichsten Verlegenheiten gerathen würde. Ich habe dieses Leben geduldig genug ertragen. Um mich vor Demüthigungen zu schützen, habe ich mich hinter einen Stolz versteckt, den ich nie gefühlt habe. Ich habe mich mit einer kalten Zurückhaltung wie mit einer Dornenhecke umgeben, nur um der Entwürdigung zu entgehen, daß mich Menschen patronisiren, denen ich in Allem überlegen bin, nur nicht im Besitz von Geld.«

»Wie viel kann der Pastor seiner Tochter mitgeben?« fragte der Squire plötzlich den Ton ändernd.

»Das ist eine Frage, an die ich noch nie gedacht habe.«

»An Dir ist ein Prinz aus dem Feenlande verdorben,« knurrte der erzürnte Vater. »Du hast genau ebenso viel Verstand wie der Königssohn, der den Glaspantoffel fand und erklärte, er werde die erste Frau, der er passe, heirathen. Höre jetzt, was ich Dir sage. Wenn Joshua Haggard seiner Tochter an ihrem Hochzeitstage baare fünftausend Pfund auf den Tisch legen kann, so magst Du sie heirathen, ich habe nichts dagegen und es ist mir ganz recht, wenn — es sogleich geschieht. Für das erste Jahr wird eine solche junge Frau wohl nicht viel Unterschied in den Haushaltungskosten machen.«

»Ich, danke Dir für Deine Güte, Vater,« antwortete Oswald. »Ob Mr. Haggard fünftausend Pfund geben kann, weiß ich nicht; ich glaube allerdings, daß er Geld zurückgelegt hat, ich möchte aber nicht gern, daß er glaubte, ich verbände mit meiner Werbung um seine Tochter gewinnsüchtige Absichten.«

Er unterrichtete nun seinen Vater von dem Versprechen, das er Joshua gegeben und unter welchen

Bedingungen ihm dieser die Besuche in seinem Hause erlaubt habe.

»Ich habe noch ein Jahr Probezeit vor mir,« sagte er, »und werde Dich rechtzeitig unterrichten, wenn es mit der Heirath ernst wird.«

»Das ist wie ein guter Sohn gehandelt, aber sieh Dich vor, daß Du nicht ohne Mitgift heirathest. Wenn die Pachtverträge ablaufen und man kann ein paar tausend Pfund für Verbesserung der Güter anwenden, lassen sich die Renten um fünfundzwanzig Prozent erhöhen. Meinetwegen kannst Du ebenso gut des Krämers Tochter heirathen, wie die vornehmste Dame, nein, erstere ist mir lieber. Ich mag keine vornehme Dame hier haben, die das Geld verthut, der die alten Möbel nicht gut genug sind, die mit den alten Dienstboten schilt und ein Vermögen für neumodische Blumen mit lateinischen Namen verbraucht.«

Oswald hatte soviel Güte nicht erwartet und war sehr dankbar dafür. Vater und Sohn verbrachten den Abend in freundlichster Weise zusammen, der alte Squire sprach von seinen Ländereien, den Renten, die er erzielte und künftig zu erzielen hoffte, den Pachtverträgen, die bald abgelaufen waren, und denen, die noch viele Jahre dauerten, aber nicht mit einem Worte erwähnte er, ob er Geld gespart und angelegt

hätte.

»Ich frage mich manchmal, was aus Deinen Renten wird, Vater,« bemerkte Oswald. »Wir geben so wenig Geld aus und haben nie etwas.«

»Ach!« seufzte der Squire, »ich war in meinen jungen Jahren ein Thor und hatte meine Thorheit theuer zu bezahlen. Auch muß Du nicht denken, ein Haus wie dieses lasse sich mir nichts erhalten, die Dienstboten müssen bezahlt werden, zwei Pferde im Stalle, und wir wollen Alle essen und trinken.«

»Ich sollte denken, mit vierhundert Pfund das Jahr wäre das Alles bezahlt.«

»Denkst Du?« rief der Squire ironisch. »Du weißt von Geld und Geldeswerth so viel wie ein kleines Kind. Warte, bis ich unter der Erde bin, und dann wirst Du sehen, wie weit man in einer Baracke wie dieses Haus mit vierhundert Pfund kommt.

»Die leeren Zimmer essen und trinken doch aber nicht, Vater.«

»Mit einem Narren, wie Du bist, kann ich nicht streiten,« entgegnete der Squire mürrisch.

Oswald war sehr froh, über die Enthüllung seiner Verlobung mit Naomi so leicht hinweggekommen zu sein. Die Bedingung wegen der Mitgift war freilich noch ein Stein des Anstoßes, er wußte jedoch, daß

Joshua ihm seine Tochter nicht ohne Heirathsgut geben würde, und es war noch Zeit genug, alles Geschäftliche zu besprechen. Er fühlte sich nach dem Gespräche mit seinem Vater glücklicher und ruhiger in seinem Verhältniß zu Naomi und zufriedener mit sich selbst.

Der Squire war ein praktischer Mann und hatte er sich erst über eine Angelegenheit eine Ansicht gebildet, so säumte er auch nicht, seinen Gedanken zur That werden zu lassen. Drei Tage nach der Unterredung mit seinem Sohne machte er sich eines schönen Nachmittags auf und ging geradewegs nach Joshua Haggards Hause. Sally, das Mädchen für Alles, fuhr zurück, als habe sie einen Geist gesehen, als sie die Thür öffnete und den gefürchteten Squire vor sich stehen sah. Sie hatte jedoch noch so viel Verstand, um Mr. Pentreath ins beste Zimmer zu führen, und noch so viel Kraft, nach dem Wohnzimmer zu wanken, wo Naomi bei ihrem Nähzeuge saß. Draußen fiel aus dem bleigrauen Himmel ein dichter Regen nieder, es war also keine Möglichkeit für einen arkadischen Spaziergang. Das junge Mädchen befand sich allein, denn auch Jim war im Laden, wo er jetzt in die Geheimnisse des Colonialwaaren-Geschäftes eingeweiht ward.

»Der Squire ist da,« hauchte Sally, »er will mit

Ihrem Vater sprechen.«

Naomi erbleichte bei dieser Ankündigung. Oswald hatte ihr nichts von dem Gespräche mit seinem Vater gesagt, da ihm dessen Bedingung einer Mitgift peinlich war und sie sich wenn er einmal davon sprach, doch nicht gut verschweigen ließ, Naomi dachte daher, der Squire komme, um sein Veto gegen die Verbindung einzulegen. So war denn das eine glückliche Jahr, das sie genossen, Anfang und Ende ihrer Seligkeit, so sollte, ehe es noch ganz zu Ende, bereits der Schlag fallen, der Liebe und Glück vernichtete. Alle Welt sprach schlecht vom Squire, sie vermochte sich ihn nur als Feind und Tyrannen denken.

Sie öffnete die nach dem Laden führende Thür.

»Vater, Mr. Pentreath ist da und möchte Dich sprechen,« sagte sie mit schwacher Stimme.

»Sage ihm, ich komme zum Thee hinein.«

»Es ist nicht Oswald, es ist der alte Mr. Pentreath, Vater.«

»Was, der Squire! Dann muß ich sogleich kommen. Thue nichts weiter, bis ich zurückkomme, Jim, Du richtest nur Verwirrung an.«

Jim ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Mit einem lauten Schlage machte er das dicke Handlungsbuch

zu, sprang von seinem hohen Stuhle herab und ging pfeifend aus dem kleinen vergitterten Verschlage, der als Comptoir diente, bis an die Ladenthür.

»Ich will mir nur die Hände waschen, dann stehe ich dem Squire sofort zu Diensten, Naomi,« sagte Joshua, blieb aber, als er das bleiche Gesicht des Mädchens erblickte, noch einen Augenblick bei ihr stehen, legte ihr mild die Hand auf die Schulter und sprach tröstend: »Fürchte nichts mein Kind« der Squire kann uns nichts zu Leide thun. Wir haben durchaus redlich und ehrenhaft gehandelt.«

»Mir ist« als wäre es mit meinem Traum zu Ende, Vater.«

»Das Leben ist mehr als ein Traum, Naomi, und das Glück eines guten Mädchens läßt sich nicht durch einen Athemzug eines bösen Mannes hinwegblasen.«

Er ging zuerst nach der Küche, um sich die Hände zu waschen und trat dann ruhig und in keiner Weise durch den seiner wartenden wichtigen Besuch außer Fassung gebracht, in das gute Zimmer, wo der Squire das weiße Blatt in der Familienbibel, auf welchem alle wichtigen Ereignisse der Familie verzeichnet standen, studierte. Mr. Pentreath, der Namen und Lebensgeschichte aller Bewohner vierzig Meilen in der Runde kannte, hatte aus dieser Chronik mit

Vergnügen ersehen, daß Joshuas Frau und Naomi's Mutter eine Penrose gewesen war; da die Penroses die reichsten Landleute auf der andern Seite von Rockmouth waren, so enthielt dieser Namen für ihn die Verheißung einer Mitgift.

Er begrüßte den Prediger mit ungewohnter Freundlichkeit.

»Ich hoffe, ich habe Sie nicht in Ihrem Geschäft gestört, Mr. Haggards«, begann er höflich. »Ich habe mir schon lange vorgenommen, zu Ihnen zu kommen, bin aber selbst ein beschäftigter Mann und, wie Sie wohl wissen werden, mein eigener Hausmeister und Amtmann. Ich bezahle alle meine Rechnungen mit eigenen Händen und sehe nach allen Einzelheiten — es ist dies der einzige Weg, auf einer Besitzung von müßigem Umfange zurechtzukommen. Bitte, setzen wir uns, lieber Herr, ich möchte eine freundschaftliche Unterredung mit Ihnen haben,« fügte er hinzu, indem er sich in einen mit Zitz überzogenen tiefen Lehnstuhl sinken ließ.

Joshua zog einen der schweren Mahagonistühle von der Wand herbei und setzte sich seinem Gaste gegenüber.

Mr. Haggard, obgleich wir Beide bisher nie in freundschaftlicher Weise mit einander verkehrt haben,

glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß Einer vom Andern so viel weiß, als hätten wir zehn Jahre unter demselben Dache gewohnt. An einem Ort wie Combhaven kann man keine Geheimnisse haben. Sie wissen, daß ich in meiner Jugend, was man wild nennt, gewesen bin, daß ich sehr viel Geld ausgegeben und mein Gut mit Hypotheken belastet habe, um mit einer Bande von Schurken, die ich damals für feine Gentleman hielt und die ich jetzt unsäglich verachte, zu trinken und zu spielen. Das Einzige, was mir aus jener Zeit geblieben ist, sind gewisse freisinnige Ansichten, welche mich über die Landlummels stellen, unter denen Sie und ich des Unglück haben, leben zu müssen.«

»Ich erachte es nicht für ein Unglück, hier zu leben,« Mr. Pentreath. Ich habe für die meisten meiner Mitbürger eine achtungsvolle Freundschaft und für einige sogar eine warme Zuneigung.«

»Sie sind von Beruf ein Christ,« spottete der Squire. »Ich halte das Vieh in Combhaven für ebenso gut wie das Rindvieh in einem anderen Dorfe, hat man aber unter Menschen gelebt, die selbstständig denken und Ideen austauschen — gleichviel, wie tief oder wie flach sie sein mögen — so findet man doch, daß diese Söhne des Landes eine recht elende Gesellschaft sind. Indeß« wie ich bereits gesagt habe, meine Freunde

von Anna 95 brachten mich um mein Geld und gaben mir dafür meine freisinnigen Ansichten. Die Schule in der ich graduierte, lehrt, ein Ladenbesitzer sei ganz ebenso gut wie ein Grundeigentümer.«

Die Schule, der ich angehöre, lehrt, daß alle Menschen vor ihrem Schöpfer gleich sind,« erwiderte Joshua ruhig, »wir sind aber deshalb doch willig und bereit, den Unterschied der Klassen auf Erden anzuerkennen und Höherstehenden die ihnen gebührende Ehre zu geben.«

»Und doch gaben Sie zu, daß mein Sohn sich um Ihre Tochter bewirbt.«

»Unter Beschränkungen, die ihn und mich in den Stand setzten, darüber klar zu werden, ob es ihm wirklich ernst sei.«

»Auf mein Wort« Mr. Haggard, Sie behandeln die Dinge sehr von oben herunter. Ist es Ihnen denn nie in den Sinn gekommen, daß doch auch meine Gesinnungen in Betreff dieser Heirath in Betracht gezogen werden müßten?«

»Ich hielt Ihren Sohn für alt genug, um selbstständig seine Wahl treffen zu können.«

»Sie wußten vielleicht nicht, daß ich ihn enterben kann, wenn er sich gegen mich vergeht.«

»Ja, Mr. Pentreath, ich weiß, daß Ihre Besetzung

kein Mannlehen ist und daß Sie unbeschränkte Verfügung darüber haben, da ich aber Ihren Sohn nach dem schätze, was er ist, und nicht nach dem, was er möglicherweise erbt, so hat diese Erwägung keinen Einfluß auf mich.«

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie Ihre Tochter einem blutarmen Manne geben würden?«

»Ich will damit sagen, daß ich sie an einen ehrlichen Mann, der sie aufrichtig und treu liebt, verheirathen und im Vertrauen auf die Vorsehung für ihn eine Beschäftigung und einen Broderwerb finden würde.«

»Sie würden einen Prediger aus ihm machen?«

»Nur wenn er für ein solches Amt die Begabung und den Beruf hätte, sonst bände ich ihm lieber die weiße Schürze vor und lehrte ihn Thee und Zucker verkaufen.«

»Ein Pentreaths Dorfkrämer!« schrie der Squire, »das hieße die freisinnigen Ansichten denn doch auf die Spitze treiben. Gut, Mr. Haggard, ich bewundere Ihre Unabhängigkeit und beabsichtige nicht, gegen die Werbung meines Sohnes um Ihre Tochter einzuschreiten. Er soll sie heirathen, wenn er will und Sie wollen, und er soll Pentreath Grange und Alles, was dazu gehört, seiner Zeit bekommen. Es wird unter

meinen Nachbarn nicht wenige geben, die mich einen Narren schelten, daß ich dem Einfalle eines jungen Mannes solche Nachgiebigkeit beweise, da ich aber mit meinen Nachbarn nie besonders gut gestanden habe, so fechten mich die harten Dinge, die sie hinter meinem Rücken sagen, wenig an. Oswald mag Ihre schöne Tochter heirathen und sie, sobald er will, nach der Grange heimbringen. Damit hätten wir dann die Hauptsache ins Reine gebracht, Mr. Haggard; und könnten zu den Details übergehen. Sie ist Ihre einzige Tochter und ich weiß, daß Sie sehr warm sitzen, wie viel gedenken Sie ihr mitzugeben?«

»Das ist eine Frage, die ich mir noch nicht vorgelegt habe.«

»Vielleicht nicht, es ist aber eine Frage, von der Sie erwarten konnten, daß sie Ihnen früher oder später von Jemand anders vorgelegt werden würde. Mein Sohn hat von den Realitäten des Lebens so wenig einen Begriff wie ein Schulmädchen. Er würde nie eine solche Frage stellen; als Mann, der die Welt kennt, ist es deshalb meine Pflicht, für ihn zu denken und zu handeln. Sie müssen eine hübsche Summe Geld zurückgelegt haben, Mr. Haggard. Ihr Vater hatte das Geschäft vor Ihnen und verkaufte das Pfund Thee zu zwölf Schillingen, während Sie im Lande umherzogen und den Grubenarbeitern und ähnlichem Volk

predigten. Er hinterließ Ihnen etwas Erkleckliches, das weiß ich, und Ihre Frau brachte Ihnen doch auch einen anständigen Haufen Geld zu, ist's nicht so?«

»Meine Frau kam nicht mit leeren Händen zu mir.«

»Natürlich nicht, ein verständiger Mann wie Sie, wird nicht ein hübsches Gesicht mit leerem Beutel heirathen. Ich will ganz offen gegen Sie sein; es liegt mir daran, meinen Sahn in die Lage zu bringen, die Güter verbessern zu können. Mit ein paar tausend Pfund ist viel auszurichten, man kann Scheunen bauen, Wiesen trocken legen und dergleichen mehr. Das Geld soll nicht verzettelt werden, lieber Freund, dafür lassen Sie mich sorgen. Jedes Opfer, das Sie bringen, wird Ihren Enkeln zu gute kommen.«

»Gut,« sagte Joshua nachdenklich »auf diese Bedingungen hin könnte ich wohl Naomi ein Heirathsgut von dreitausend Pfund geben.«

»Nicht halb genug für die nöthigen Verbesserungen. Könnte ich sechstausend sagen, so —«

»Unmöglich. Ich habe noch einen Sohn zu versorgen.«

»Ihr Sohn wird das Geschäft übernehmen.«

»Wozu er ausreichendes Kapital braucht. Wir sind in kleinerem Maßstabe Grossisten und versorgen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Dorfkrämern mit

ihren Waaren, das dürfen Sie nicht vergessen, Mr. Pentreath.«

»Keineswegs. Was Sie für ein einträgliches Geschäft haben müssen. Sie können Ihrer Tochter sechstausend geben, ohne es zu fühlen.«

»Ich kann ihr das nicht geben, ohne ungerecht gegen meinen Sohn zu sein, und dazu lasse ich mich durch nichts verleiten.«

»Pah. Ihr Geschäft wird sich verdoppelt haben, ehe es Ihr Sohn erbt. Wollen Sie ihn zum Millionär machen?«

»Ich will nur redlich gegen ihn und seine Schwester handeln.

Das Höchste, was Naomi entweder bei ihrer Verheirathung oder nach meinem Tode erhalten könnte, sind vier bis fünftausend Pfund.

»Sagen Sie fünftausend und die Sache ist abgemacht!« rief der Squire eifrig.

»Und ich darf erwarten, daß Sie meiner Tochter Land in gleichem Werthe vorschreiben, wovon die Rente ihr, so lange sie lebt, für ihren besonderen Gebrauch ausgezahlt wird, und das nach ihrem Tode aus ihre Kinder übergeht, mit Rückfall an ihren Mann, wenn sie kinderlos sterben sollte?«

Der Squire bekam ein langes Gesicht und seine

kleinen Augen flackerten zornig.

»Das heißt ja mein Land mit einer Hypothek belasten!« rief er.

»Nein, Mr. Pentreath, das heißt nur« für meine Tochter sorgen. Sie ist nicht im Stande, ein solches Einkommen für sich allein zu verbrauchen, die Zahlung des Geldes an sie ist mithin eine bloße Form, ich will aber sicher sein, daß ich meine fünftausend Pfund wirklich an sie gegeben habe und nicht ihrem Manne oder ihrem Schwiegervater. Sollte sie früh Wittwe werden, so kann sie von dem Einkommen ihres Gutes leben, sollte es Ihnen noch beifallen, Ihren Sohn zu enterben, so schützt ihn das Leibgedinge seiner Frau vor dem Arbeitshause.«

»Sie sind ein gewiegter Geschäftsmann, Mr. Haggard,« sagte der Squire, zwischen Bewunderung und Aerger schwankend.

»Wäre ich es nicht, würde es schlimm um mein Geschäft stehen. Ich habe gehört, Mallowfield Farm sei fünftausend Pfund werth. Verschreiben Sie meiner Tochter Mallowfield und Oswald soll an seinem Hochzeitstage fünftausend Pfund haben, was so viel heißt, wie Sie sollen sie haben, um Scheunen zu bauen und Wiesen trocken zu legen.«

»Mallowfield!« keuchte der Squire, »die beste Farm

der ganzen Besizung.

»Ich kann meine fünftausend Pfund und meine Tochter behalten,« Mr. Pentreath.«

»In der ganzen Gegend giebt es kein besseres Land als diese tiefliegenden Wiesen. Aber ich will mir die Sache überlegen, Freund Haggard, wenn Sie sechstausend sagen —«

»Ich sage nie mehr, als ich meine.«

»Gut ich kam mit der Absicht her, freigebig zu sein.«

Ihre Tochter soll Mallowfield haben. Wie schlau von Ihnen, sich die beste Farm, die ich habe, auszusuchen. Nächste Woche wallen wir die Sache richtig machen und zum Erntefest tanzen wir auf unsrer Kinder Hochzeit.«

»Nein, Mr. Pentreath, ich habe Ihrem Sahn gesagt, er müsse zwei Jahre auf meine Tochter warten, davon ist erst eins verstrichen.«

»Unsinn! Sie sind ja ebenso schlimm wie der alte Herr in der Bibel, der seinem Schwiegersohn solchen niederträchtigen Streich spielte. Warum sollen sich die jungen Leute nicht auf der Stelle heirathen?«

»Weil ich kein Vertrauen zu übereilten Heirathen habe. Ich war mit meiner Frau drei Jahre versprochen ehe wir uns heiratheten.«

»Es liegt doch hier aber gar kein Bedenken vor.«

»Allerdings ist ein solches vorhanden, der Unterschied des Ranges. Ich muß ganz sicher sein, daß es Ihrem Sohne voller Ernst, daß jede Möglichkeit einer späteren Reue ausgeschlossen ist. Ein Jahr lang hat er sich sehr gut gehalten und ich glaube er liebt meine Tochter; lassen Sie ihn sich nach ein zweites Jahr beständig in seiner Neigung für sie zeigen und ich will ihm ihre Zukunft gern anvertrauen. Sie ist mir sehr theuer, so leichten Kaufes kann ich sie nicht hingeben.«

»Ich meine, es sind die fünftausend Pfund, die er nicht so leicht hingeben kann.« dachte der Squire.

So gierig er aber auch gewesen, Haggards Geld in seine Klauen zu bekommen, fand er sich doch mit guter Manier auch nach in die letzte Bedingung. Vielleicht war es gar nicht so übel, Zeit zu gewinnen, um sich die Sache ruhig zu überlegen. Man konnte zusehen, ob sich nicht nach eine bessere Partie für Oswald finde, ob auf dem Heirathsmarkt nicht noch mehr Geld zu machen sei. Er stand in schlechtem Rufe bei der Nachbarschaft und hatte es nicht der Mühe werth erachtet, wie er dies wohl gekannt hätte, durch ein freundliches, artiges Benehmen die Vergangenheit in Vergessenheit zu bringen. Seine Unbeliebtheit hatte

sich auch auf Oswald übertragen; der junge Mann war ohne Gespielen und Freund ausgewachsen und stand völlig außerhalb jenes gefeierten Kreises, innerhalb dessen sich reiche junge Erbsinnen bewegen. Trotz alledem war es vielleicht noch nicht zu spät.

»Es gibt Orte genug, wo junge Männer Erbsinnen fischen können,« überlegte der Squire. »Tunbridge Wells oder Bath oder Cheltenham oder Brighton — Orte, wo ein hübscher junger Mann mit einem guten alten Namen und einem schönen Vatererbe in Aussicht ein Vermögen erheirathen kann, wenn er sich nur die Mühe giebt, anzuhalten. Aber mein Sahn hat ja keinen Grips. Jeder Abenteurer ohne einen Sixpence schlägt ihn aus dem Felde.«

Nach dieser Ueberlegung verzog der Squire sein Gesicht zu einem satyrartigen Grinsen, das ein Lächeln bedeuten sollte, und bat mit seiner künftigen Schwiegertochter bekannt gemacht zu werden. Joshua öffnete die Thür und rief Naomi, die bleich und zitternd aus dem gegenüberliegenden Zimmer kam, als gelte es einen Menschenfresser kennen zu lernen.

Der runzlige alte Squire mit seinem großen Kopf und eingesunkenen Körper war dem Bilde, das sich der Volksglaube von dem Oger macht, nicht gar zu unähnlich. Das graue Haar stand wie Borsten um die

niedrige Stirn, im Nacken trug er einen Zopf, der beständig in Bewegung war, und seine Spuren auf dem hohen Kragen von ehemals flaschengrünem Sammet zurückgelassen hatte, der vom langen Gebrauch ganz blank geworden war.

Auf dem Leibe trug der Squire ein großes Bund Schlüssel und Petschafte, womit er beim Sprechen zu klirren pflegte, und eine dicke Uhrkette. Seine große goldene Uhr war die richtiggehendste in ganz Combhaven.

Der Squire sah einem Oger sehr ähnlich, als er Naomis Kopf in die Nähe seiner verschrumpften Lippen zog und das junge Mädchen mit dem widerwärtigsten Kuß beehrte, der ihr ihr Lebelang zu Theil geworden war.

»Gott segne Dein schönes Gesicht, mein Kind,« sagte der alte Mann mit einer gewissen Rührung. »Von heute an muß Du mich als Deinen Vater betrachten.«

»Ich kann nur einen Vater haben, Mr. Pentreath,« antwortete Naomi ernst, »aber ich werde Sie um Ihres Sohnes willen stets ehren und lieben.«

»Und ich hoffe, Du wirst recht bald nach der Grange kommen, liebe Tochter, um dort zu wohnen und meine faulen Dienstboten in Ordnung zu halten,«

— und dabei wurde in keinem Hause in Combhaven so hart gearbeitet wie in der Grange — »und nach der Milchammer zu sehen. Ich bekomme nie ein Stückchen eßbare Butter. Dein obstinater Vater spricht davon, Oswald solle noch ein Jahr warten, ich sehe aber keinen Grund, weshalb Ihr nicht in einem Monat heirathen sollt.«

»Mein Vater weiß es immer am besten,« sagte Naomi.

»Was das für ein gehorsames Mäuschen ist. Wenn Dein Vater heirathen wollte, würde er es wohl eiliger haben, Kind. Ich bin ein alter Mann, der vielleicht den nächsten Sommer nicht mehr erlebt, und hätte doch gern noch auf meines Sohnes Hochzeit getanzt, das heißt, ich hätte ihn gern gut verheirathet gesehen,« verbesserte sich der Squire. »denn von Hochzeitstänzen und solchen Albernheiten habe ich nie etwas gehalten. Das Leben ist viel zu ernsthaft, als daß man dessen wichtigsten Ereignisse durch Fiedeln und Springen feiern sollte.«

Squire Pentreath hatte ein Geschäft zu seiner Zufriedenheit abgeschlossen und sich wie er glaubte, außerordentlich angenehm gemacht, er empfahl sich also. Joshua begleitete ihn bis an die grüne Gartenthür und der Wirth vom Ersten und Letzten starrte ihn von

der andern Seite der Straße an.

»Es ist Alles abgemacht,« sagte Joshua, indem er sich niederbeugte und seine Tochter küßte. »Mein süßes Mädchen wird eine Dame — Herrin von Pentreath Grange, und wird viele Gelegenheiten haben, Gutes zu thun. Ich hoffe, sie wird nie vergessen, daß vor Allem und über Allem sie eine Christin ist und daß irdische Güter in Gottes Augen nur anvertraute Pfunde sind, von denen wir Rechenschaft zu geben haben.«

»Ich wäre nicht werth, Deine Tochter zu heißen, wenn ich das vergäße, mein lieber Vater,« antwortete Naomi zärtlich.

Nie hatte sie ihren Vater so innig geliebt, wie in diesem Augenblicke, wo der Strom des Glückes sich mit überwältigender Kraft in ihre Seele ergoß.

»Dein Geliebter hat sich unter Beschränkungen, die Vielen zu hart erscheinen möchten, treu und beständig gegen Dich erwiesen; wenn er sich noch ein Jahr so gut hält, so kann ich Dich ihm ohne einen Schatten des Zweifel geben.«

»Er wird beständig sein, Vater,« antwortete das Mädchen fest. Die Antwort kam aus der Tiefe ihres eigenen treuen Herzens, das unfähig war, zu schwanken oder sich zu verändern.

Drittes Kapitel.

Der Pfeil der Liebe.

Es war noch Sommerszeit, die Hecken dufteten von Geisblatt, die Felder waren purpurroth von Mohnblumen, als Joshua Haggard nach Verlauf eines Jahres das kleine Dorf Penmoyle wieder betrat; wie das vorige Mal war er zu Fuß, kam aber diesmal ohne Begleitung. Er war bis zum äußersten Punkte der Halbinsel gewesen, um Nicholas Wild zu besuchen und sich vom Wachsthum der Gemeinde und der Befestigung des Ansehens seines Schülers zu überzeugen, und hatte nun, auf dem Heimweg begriffen, — die nach Truro führende grade Straße verlassen, weil er in Penmoyle einen Aufenthalt nehmen wollte.

Diesmal hatte er Alles besser eingerichtet als im vorigen Jahre, so daß es ihm möglich war, den Sonntag über in Penmoyle zu bleiben und in der kleinen Kapelle zu predigen. Wie bei seinem vorigen Besuche war es wieder Sonnabend Nachmittag und beinahe um dieselbe Stunde, als er das Dorf betrat.

Wie friedlich, wie unverändert sah Alles aus, der ganze Ort athmete die tiefe Stille und Gleichförmigkeit eines von hohen schweigenden Bergriesen eingeschlossenen und geschützten spiegelglatten See's. Man konnte es sich kaum vorstellen, daß Penmoyle auch vom Tode heimgesucht ward, daß Rheumatismus und Fieber die Einwohner des Dorfes plagen konnte, daß dort auch ungerathene Söhne nachlässigen Vätern zur Strafe erwachsen, daß alle Leiden und alle Uebel, welchen die Gesellschaft im Großen unterworfen ist, sich in dieser engen Welt im Kleinen wiederholten. Wie er so da lag, lächelnd unter einem wolkenlosen Himmel, sah der kleine Ort aus wie ein Stück dieses Himmels selbst, das auf die Erde herniedergefallen war. Ringsum lagen die wilden Berge mit den dunklen Kohlenschachten, aber diese grüne Oase war wie ein Stück von dem der Menschheit verloren gegangenen Paradiese.

»Wie schön das Dorf ist!« sagte er unwillkürlich vor sich hin. »Es ist mir noch nie so schön vorgekommen.«

Da stand wieder die Gruppe alter Kastanienbäume, da war der Rasenplatz und das alte Wirthshaus, und dort, an der Ecke des Rasenplatzes stand das nette Häuschen der Miß Webling's mit dem goldglänzenden Klopfer, den ebenso blanken messingenen Vogelbauer

und den blühenden Topfgewächsen. Die weißen Gardinen waren hinter den geschlossenen Fenstern in schöne Falten geordnet; geschlossen waren und blieben diese Fenster, denn die beiden Damen entbehrten lieber der frischen Luft, als daß sie durch Oeffnen der Fenster dem Staube und den Fliegen den Eingang gestattet hätten.

Da war aber etwas, wodurch Joshuas Auge schnell von den Vorhängen, dem Vogelbauer und den Blumentöpfen abgezogen ward, nämlich eine zierliche Gestalt, die am Gitter des Vorgartens lehnte, ein liebliches Gesicht, das die leere Dorfstraße hinunterschaute.

Es war Cynthia, welche sich einige Minuten müßiger Betrachtung der äußeren Welt erlaubte, nachdem sie ihre Tagesarbeit vollbracht und diejenige Nachmittagstoilette gemacht hatte, welche Penmoyle mit dem Ausdrucke »sich rein anziehen« bezeichnete. Es war auf der Straße nicht viel zu sehen, trotz alledem schaute Cynthia mit gespannter Erwartung aus, und siehe da, sie hatte es nicht vergebens gethan. Um die Ecke bog Joshua Haggards hohe Gestalt im schwarzem Rocke mit Kniehosen, gutsitzenden grauen Strümpfen und Schnallenschuhen, und kam langsamen Schrittes näher.

Cynthia fuhr bei seinem Anblick empor, riß die Gartenthür auf und eilte ihm hochroth und mit strahlenden Augen entgegen.

»Ich wußte, daß Sie kommen würden!« rief sie.

»War sie während des verflossenen Jahres schöner geworden oder war sie so schön gewesen?« Joshua legte sich die Frage vor, ohne sie beantworten zu können. Ihm schien es, als habe er nie in seinem Leben etwas so schönes gesehen, als dieses unschuldige Gesicht, das mit liebevoller Verehrung zu ihm aufschaute, als diese offenen Kinderaugen, diesen lächelnden Rosenmund, als diesen Teint, welcher an die »Mädchenerröthen« benannte Rose mit dem elfenbeinernrosig angehauchten Blättern erinnerte.

»Ich wußte, Sie würden kommen,« wiederholte Cynthia. »Miß Priscilla sagte, Sie würden zuvor schreiben und Ihre Ankunft anmelden, ich aber dachte, Sie würden kommen, ohne daß Jemand Sie erwartete, und eines Sonnabends Nachmittags ruhig die Straße entlang schreiten. Ich wußte, es werde ein Sonnabend Nachmittag sein, und habe jeden Sonnabend Nachmittag seitdem die Rosen zu blühen angefangen haben »auf Sie gewartet. Sie sagten, Sie würden im Sommer kommen. Gehen Sie schon heute wieder nach Truro, um mit der Nachtkutsche zu fahren?«

»Nein, Cynthia, ich will bis Montag hier bleiben, wenn meine Freunde mich haben wollen.«

»Wie freue ich mich!« rief sie die Hände zusammenschlagend, »und Sie werden uns wieder im guten Zimmer ein Kapitel lesen?«

»Ja, Cynthia. Ich hoffe, Du bist gut gewesen.«

»Ich habe die Bibel lesen gelernt.«

»Das sind gute Neuigkeiten. Bist Du auch arbeitsam und gehorsam gewesen?«

»Ich weiß es nicht, aber ich denke, die Damen sind zufrieden mit mir. Miß Priscilla hat mir ihr geblümtes Kleid geschenkt und Miß Deborah eine Schnalle, auch haben sie mich Abends, wenn keine Gesellschaft da war, oft bei sich im Zimmer sitzen lassen.«

»Dann mußt Du wohl gut gewesen sein. Würdige Damen, wie Miß Weblings sind, behandeln die Leute, wie sie es verdienen.«

»Sie waren sehr gut und ich bin sehr glücklich.«

»Und Du hast Dich nie zu den Gauklern zurückgewünscht?«

»Niemals, niemals! Ich hatte das Pony lieb, sonst aber keinen von ihnen. Wüßte ich nur gewiß, daß Niemand das Pony schlecht behandelte, ich dächte mit keinem Gedanken an mein früheres Leben zurück, so muß ich aber öfter an das arme Thier denken.«

»Du hast von jenen Leuten nichts wieder gehört oder gesehen?«

»Ich habe sie nicht gesehen. Vergangenen September sahen sie einige Schulkinder auf der Straße nach Truro — an dem Pony weiß ich, daß sie es waren — hierher sind sie aber nicht gekommen. Ich habe oft von ihnen geträumt und bin weinend aufgewacht, denn ich dachte, ich wäre wieder bei ihnen.«

»Du wirst nie wieder bei ihnen sein, Cynthia. Wenn sie selbst hier vorüberkämen, würden sie Dich nicht wiedererkennen, so groß bist Du geworden und so ganz anders siehst Du aus.«

Die Bemerkung war treffend, denn Cynthia erschien sauber gekleidet. Sie trug eins der hübschen lavendelfarbigen Kleider, die er für sie ausgesucht, ein weißes Tuch um die Schultern gesteckt, ein weißes Mützchen auf dem weichen Haar. Die runden Arme waren entblößt, die Hände waren von der Arbeit ein wenig geröthet, doch weder rauh noch plump geworden.

»Ich werde jetzt hören, was Deine Herrinnen über Dich zu sagen haben,« versetzte Joshua, indem er auf die Thür des Puppenhauses zuschritt, »und geben sie Dir ein gutes Zeugniß, so wird mich das unaussprechlich freuen.«

Er fürchtete die Berichterstattung wenig. Ein Gesicht, das eine so unschuldige Heiterkeit ausstrahlte, wie Cynthias, war der beste Beweis für ein gutes Verhalten. Das Mädchen führte ihn ins gute Zimmer und ging alsdann die Treppe hinauf, um die Damen zu wecken, welche auf ihrem behaglichen Zeltbette eine Siesta hielten.

Die Schwestern lagen nebeneinander auf der Decke, ein Zeitungsblatt unter den Füßen, um den blendendweißen Bezug nicht zu beschmutzen, das Haar in Papillotten, damit die Korkzieherlöckchen nichts von ihrer Steifheit einbüßten. Bei der Meldung, Mr. Haggard sei gekommen, fuhren beide Schwestern auf und eilten gleichzeitig zu dem kleinen Spiegel, um die Papierwickel aus dem Haar zu nehmen, und mit Cynthias Hilfe die großen Kragen und die Stirnbänder umzubinden. Dann wuschen sie mit schwesterlicher Familiarität ihre Hände in demselben Waschbecken, vergaßen aber nicht, leicht in das Wasser zu speien, um jedem Unfrieden durch diese Sympathie vorzubeugen, und gingen hinunter, den Gast zu empfangen.

Die Begrüßung des vergangenen Sommers wiederholte sich wörtlich. Der Kümmelkuchen und der Schlüsselblumenwein ward aus dem Wandschrank hervorgeholt und Mr. Haggard feierlich gefragt, ob er

zu Mittag gegessen habe. Diesmal konnte er wahrheitsgetreu versichern, daß er eine tüchtige Mahlzeit, aus Schweinefleisch und Gemüse bestehend, in einem Wirthshaus an der Landstraße verzehrt habe und durchaus nicht hungrig sei.

»Ich möchte den Sonntag über in Penmoyle bleiben,« fuhr Joshua fort, »es war mir im vorigen Jahre nicht möglich, alle meine Freunde zu sehen, da will ich denn morgen einen Festtag machen.«

»Das ist sehr schön!« rief Deborah. »Selbstverständlich wohnen Sie bei uns. Unser Fremdenzimmer ist immer in Ordnung, obgleich wir, wenn nicht der alte Onkel Weston aus Penzance kommt, fast niemals einen Gast haben.«

So klein das Häuschen war, hatte es doch ein Fremdenzimmer, das über dem guten Zimmer lag und mit einer Unmasse feiner weiblicher Handarbeiten, welche Miß Weblings beste Schülerinnen angefertigt und den Lehrerinnen zum Andenken geschenkt hatten, überladen war.

»Ich bleibe sehr gern hier, wenn ich Ihnen nicht zu viel Unruhe mache,« erwiderte Joshua.

»Unruhe!« rief Priscilla abwehrend. »Lieber Mr. Haggard, Sie wissen doch, daß wir Ihre Freundschaft zu unsern kostbarsten Besitzthümern zählen.«

»Und wenn Sie glauben,« es fehle uns an Leinen,« fügte die mehr praktische Deborah hinzu, »wir haben das ganze Leinenzeug das unsere gute Mutter für uns angeschafft hat — sie hat jeden Faden Garn dazu selbst gesponnen — noch unbenutzt liegen.«

»Jetzt sagen Sie mir, wie Sie mit Cynthia zurecht gekommen sind,« sagte Joshua und versuchte sich dabei einzureden, daß die Frage ihn ja nicht so nahe angehe, bemühte sich, sie mit demselben Gleichmuth zu stellen, wie er das Ergehen jedes andern Mitgliedes seiner kleinen Gemeinde besprochen hätte.

»Ist sie gelehrig und fleißig gewesen? Glauben Sie, daß Sie sie zu einem guten Dienstboten erziehen?«

»Mr. Haggard!« begann Deborah so feierlich, daß Joshua fürchtete, es komme etwas Böses und seinen Athem stocken fühlte, »Mr. Haggard, das Mädchen ist ein Schatz!«

»Gott sei Dank dafür!« rief Joshua mit unendlicher Erleichterung.

»Nicht viele Leute würden eine solche Perle auflesen, es ist aber ganz natürlich, daß sich zu einem solchen guten Mann, wie Sie sind, unversehens Engel gesellen.«

»Sprechen wir nicht von mir,« unterbrach sie Joshua schnell, »erzählen Sie mir von Cynthia.«

»Ich glaube, es giebt im ganzen Westen von England kein besseres Mädchen als sie und keines, das schneller und geschickter mit den Händen wäre. Natürlich haben wir Mühe mit ihr gehabt, das will ich nicht leugnen, und ebenso wenig, daß wir uns Ihretwegen ganz besondere Mühe mit ihr gaben. Sie hat aber Alles so schnell gelernt, namentlich was mit den Händen gemacht wird. Ich will nicht behaupten, daß sie einen ausgezeichneten Kopf hat, wie z. B. Schwester Priscilla — Priscilla senkte den Kopf und bemühte sich bescheiden auszusehen, »sie kann nicht lange Kapitel mit den Geschlechtsregistern der zwölf Stämme Israels oder mit den Kriegen der Philister auswendig lernen.«

Priscilla schüttelte den Kopf, um anzudeuten, daß solche Begabung auch nur wenigen Bevorzugten zu Theil geworden. — »Was aber Anstelligkeit und Willigkeit und Sauberkeit und Herzengüte anbetrifft, so hat sie nicht, ihres Gleichen. Vorigen Winter hat sie mich drei Wochen aufs beste gepflegt, als ich einen sehr bösen Bräuneanfall hatte und wenn Sie gesehen hätten, wie sie Weihnachten dies Zimmer mit Mistel und Grünem ausgeschmückt hat, Sie würden sich gewundert haben.«

»Ich bin darüber glücklicher, als ich aussprechen kann,« erwiderte Joshua und die ungewohnte Röthe

auf seiner dunklen Wange drückte noch mehr aus als Worte.

»Man kann es sich denken, daß Sie sehr ängstlich waren, denn es war kein kleines Wagniß. Ich kann Ihnen versichern, daß ich in der ersten Zeit, wo sie bei uns war, manchmal mitten in der Nacht aufwachte und für die silberne Theekanne zitterte. Sie hätte, wenn sie schlecht gewesen wäre, uns Beiden die Kehlen abschneiden und mit dem Silber davon gehen können.«

Beide Schwestern schauderten bei dieser entsetzlichen Möglichkeit.

»Und sie sagt mir, sie habe auch lesen gelernt,« fuhr Joshua in seinen Erkundigungen fort.

»Wunderschön!« rief Priscilla aus. »Wir hatten noch nie eine Schülerin, jung oder alt, die so schnell gelernt hätte. Sie sagte, sie wolle lernen, um ihren gütigen Freund, der sie aus der Sklaverei erlöst hat, zu erfreuen, damit meinte sie Sie, Mr. Haggard. Als sie anfing, hat das arme Kind viele Abende über ihrem Buche gesessen, sie kannte ja keinen Buchstaben, und wollte nicht aufhören, wenn ich ihr sagte, es sei nun genug.«

»Ich bin stolz darauf, mich nicht geirrt zu haben, als ich auf ihrem Gesichte Unschuld und Beharrlichkeit

las,« sagte Joshua.

»Und sie hat etwas so Feines,« fügte Priscilla hinzu. »Niemand mißbraucht sie unsere Güte oder vergißt ihre Stellung. Manchem Mädchen würde es zu Kopfe gestiegen sein, daß wir sie des Abends bei uns sitzen lassen, sie hat sich aber immer bescheiden auf ihrer Stellung gehalten und die unsrige respektiert.«

»Es thut meinem Herzen gut, diesen Bericht über sie zu hören,« sagte Joshua. »Jetzt möchte ich aber ins Dorf gehen und alte Freunde besuchen. Mr. Martin wohnt doch wohl noch neben der Kapelle?«

»Ja wohl, der gute alte Herr. Er wird schwach und ist nicht mehr der Prediger, der er gewesen ist, die Leute kommen aber doch noch von sechs Meilen her, um ihn zu hören, und die Kapelle ist immer so voll, daß an warmen Sonntagen die Schwester und ich schon Pfeffermünzplätzchen nehmen mußten, um nicht ohnmächtig zu werden. Wie wird es morgen alle Herzen bewegen, wenn Sie predigen, Mr. Haggard!«

»Vergessen Sie nicht, daß wir um fünf Uhr Thee trinken,« sagte Deborah.

»Nein, ich werde pünktlich um fünf Uhr wieder da sein.

Er hatte gar nicht viel Lust, Miß Weblings gutes Zimmer zu verlassen, wenn er gleich nach Penmoyle

gekommen war, um alte Freunde zu besuchen. Gewiß, er gab nicht zwei Tage seines vielbeschäftigten Lebens daran, um sich persönlich nach Betragen und Fortschritten der von ihm am Wege aufgelesenen kleinen Landstreicherin zu erkundigen, dieselben Dienste würde ja auch ein Brief gethan haben. Nein er war nach Penmoyle gekommen, seine Brüder in Christo zu sehen, denen er seit Jahren gepredigt hatte, daß man nur gerecht werden könne durch den Glauben, er war gekommen, mit denen sich wieder zu unterreden, in deren Herzen er zuerst den religiösen Eifer angefacht hatte.

Mit einer gewissen Kraftanstrengung riß er sich aus Miß Weblings Zimmer los; eine eigenthümliche Gleichgültigkeit gegen seine alten Freunde hatte sich seit der Ankunft in Penmoyle seiner bemächtigt. Ihm wäre es am liebsten gewesen, er hätte in dem niedlichen Stübchen sitzen bleiben und zuhören können, wie Cynthia vorlas oder ihre Herrinnen sie lobten. Das Pflichtgefühl gewann aber die Oberhand und so nahm er seinen Hut und ging.

Mr. Martin war ein alter Mann mit weißem Haar, der an John Wesley erinnerte, und auch aus dieser Quelle seinen Enthusiasmus und seine Glaubensfreudigkeit geschöpft hatte. Er war ein guter Mann und von seinen Beichtkindern sehr geliebt.

Obgleich er mit einer schwachen, quäkenden Stimme sprach, den Text zu seinen Predigten meist den dunkelsten Stellen der kleinen Propheten entnahm, und sie zu einer oft unnatürlichen Breite ausspann, hörte man ihm doch mit demüthiger Aufmerksamkeit zu und hielt Alles, was er sagte, für Orakelsprüche. Er war groß bei Theegesellschaften und Liebesmahlen, wiederholte stets dieselben Scherze und erzählte Jahr um Jahr dieselben Anekdoten von Wesley. Er glaubte literarische Begabung zu besitzen und hatte einen Bericht über die Todesstunden und die letzten Gespräche eines interessanten Mitgliedes seiner Gemeinde geschrieben, eines jungen Mädchens, dessen Frömmigkeit das Entzücken eines bewundernden Kreises gewesen war und die die Auszehrung vorzeitig hinweggerafft hatte. Besagte kleine Schrift von fünfzig Seiten genoß in Penmoyle einer größeren Beliebtheit als die gesammte Literatur, welche die Ungläubigen aus den Händen der Erzähler Byron, Moore, Godwin, Monk Lewis und Shelley empfangen — Namen, welche den erschrockenen Ohren der Leute von Penmoyle wie ein böser Wind aus dem Fegefeuer klangen. Hätte ein Ungefähr einen Angehörigen des Dorfes in einen der literarischen Kreise der Hauptstadt verschlagen, er würde sehr erstaunt und entrüstet gewesen sein bei der

Wahrnehmung, daß man daselbst Mr. Martins Lebensbeschreibung von Elisabeth Lucas nicht als klassisch betrachte und sie nicht so allgemein kenne wie Rasselas oder den »Vicar of Wakefield.«

Auf die Gemüther der weiblichen Bevölkerung von Penmoyle hatte das Buch einen ganz ebenso starken Einfluß geübt wie Rousseau's Bekenntnisses oder Werthers Leiden auf die ganze gebildete Welt. Jedes Mädchen aus Mr. Martins Heerde betrachtete es als das höchste Glück, früh zu sterben gleich Elisabeth Lucas und so weise auf dem Todtenbett zu reden, vorausgesetzt, daß man einst des noch höheren Glückes theilhaftig werden konnte, einen reichen Landmann zu heirathen und in seinem eigenen Wagen zu fahren.

Mr. Martin trug seine literarischen Lorbeeren mit Bescheidenheit, war jedoch in seinem innersten Herzen stolzer darauf, das kleine Buch geschrieben zu haben als auf sein langes tadelloses Leben und auf den guten Einfluß, den er auf seine Mitmenschen geübt hatte. Er unterhielt sich in seinen Mußestunden durch sanftes Liebäugeln mit den Musen und machte fromme Verse von möglichst primitivem Bau. Er ging damit um, diese dichterischen Erzeugnisse auf Subscription herauszugeben, sobald er, was ihm bisher noch nicht gelingen gewollt, dahin gekommen war,

die Strophen zu einer übereinstimmenden Länge zu bringen und er sich über die Zulässigkeit gewisser Reime schlüssig gemacht, welche ihm die Nothwendigkeit aufgezwungen hatte, ohne daß sein Ohr sich damit zu befreunden vermochte.

Der einfache und einfältige — im besten Sinne des Wortes — Seelsorger wohnte in einem kleinen Landhause, das nett eingerichtet und durch viele kleine Geschenke der Methodisten des Distrikts verschönt war. Eine ältliche Wittwe, deren Anhang und Familie sich in die Dunkelheit der Vorzeit von Penmoyle verlor, besorgte des guten Mannes kleinen Haushalt mit der größten Aufmerksamkeit und hielt die Wohnung goldrein. Sauber mit einem schwarzen Kleide, der Wittwenhaube und einer weißen Schürze angethan, öffnete diese getreue Haushälterin auf Joshuas Klopfen die Thür. Schon seit vierzig Jahren trug sie die Wittwenhaube und würde wahrscheinlich an ihrer eigenen Identität gezweifelt haben, hätte sie ihren Kopf ohne dieselbe im Spiegel erblickt.

»Herr meines Lebens!« rief sie mit einem tiefen Knixe aus, »das ist ja Mr. Haggard!«

Da das Wohnzimmer dicht an der Hausthür lag, so hörte der emsig schreibend am Tische sitzende Mr. Martin den Ausruf und sprang schnell auf, um seinen

Gast mit förmlicher Herzlichkeit und altmodischer Würde zu begrüßen, wie Jemand, der es sein ganzes Leben lang gewohnt gewesen ist, respektiert zu werden und Jeden durch seine Freundlichkeit zu ehren.

»Was bringt denn meinen guten Freund zu uns?« fragte er. »Es freut mich, ihn einmal wieder an meinem Herde zu sehen. Holen Sie Hammelrippchen oder Beefsteak und bereiten Sie ein gutes Mahl für Mr. Haggard, Martha. Ich habe ein Fäßchen Cider von demselben Obstgarten, von dem Sie ihn vor zwanzig Jahren getrunken.«

»Bemühen Sie Mrs Hope nicht, ich habe zu Mittag gegessen, lieber Mr. Martin, es soll mir aber angenehm sein, ehe ich Sie verlasse, Ihre Gesundheit in einem Glase Ihres vortrefflichen Ciders getrunken zu haben. Ich bin Gott dankbar, daß ich Sie frisch und wohlauf findet.«

»Ach,« erwiderte der alte Mann mit Salbung, »die Vorsehung ist sehr gut gegen mich gewesen. Wäre nicht im Winter eine kleine Steifheit in den Beinen und eine leichte Unsicherheit beim Hören, die ich aber durchaus nicht Taubheit nennen kann, so wüßte ich kaum, daß ich alt werde. Ich kann mich noch der mannigfachen Schönheiten von Gottes Erde und

meiner Bücher erfreuen«; er blickte bei diesen Worten mit Stolz auf die in einem altmodischen Glasschrank sorgfältig geordneten Bücherreihen; »ich kann meine Mußestunden noch mit poetischen Betrachtungen ausfüllen, die vielleicht nicht ganz nach den Vorschriften der Gelehrten, wie ich aber zu hoffen wage, annehmbar vor Gott sind. Ja, mein lieber Freund, es ist eine seltene und furchtbare Gnade für das Alter, verschont zu bleiben wenn der Schnitter die Jugend mäht.«

In des Predigers Augen glänzte eine Thräne des Schmerzes um seine geliebte Schülerin Elisabeth Lucas und Joshua beeilte sich, ein anderes Thema aufs Tapet zu bringen. Er hatte die Geschichte von Elisabeths Krankheit und frommen Gesprächen von den Lippen des guten alten Mannes so oft gehört, daß er eine Wiederholung fürchtete. Die frommen Gemeinplätze waren Milch für Säuglinge, nicht Nahrung für starke Männer, und so fest Joshua von allen christlichen Tugenden der Verstorbenen überzeugt war, hatte er doch seine Zweifel über ihren Antheil an den heiligen Gesprächen; gerade wie Diejenigen, welche Phaedon lesen, nicht ganz klar sind, was Plato und was Sokrates angehört.

Nachdem Mr. Haggard durch eine geschickte Wendung der Sandbank entgangen war, auf welche das

Gespräch mit seinem älteren Freunde zu gerathen drohte, unterhielt er sich mit diesem über ihre beiderseitigen Gemeinden und die Ausbreitung ihrer Sekte. Mr. Martin erzählte von seiner überfüllten Kapelle, seiner Abendschule für Feldarbeiter, seiner Nachmittagsklasse für Dienstmädchen, an welcher junge Mädchen aus höheren Ständen theilzunehmen eingeladen waren, wenn sie ihren Stolz so weit bekämpfen konnten, um neben der dienenden Klasse zu sitzen.

»Das da drüben ist ein herrliches kleines Geschöpf,« sagte Mr. Martin mit dem Kopfe nach der Richtung nickend, in welcher Miß Webling's Haus lag. »Ich habe noch nie einen helleren Kopf gesehen. Ich will nicht sagen, daß sie so tief sei und von so erhabenen Anschauungen wie meine selige Elisabeth —«

»Es freut mich im hohen Grade, daß Sie so lebend von ihr sprechen!« unterbrach ihn Joshua. »Sie haben ohne Zweifel gehört —«

»Wie Sie sie von den Kindern Belials errettet haben. Ja, mein guter Freund, sie hat mir mit Thränen von Ihrer Güte erzählt. Sie hat ein dankbares und zärtliches Herz, sie hat auch eine liebliche Stimme und singt die Hymnen süß. Erst vorigen Sabbath war

ich tief gerührt, als ich sie das »Land Kanaan« singen hörte. Es waren Töne darin, die mich an jenes himmlische Mädchen erinnerten, dessen letzte Stunden —«

»Und mein armer kleiner Findling hat auch Fortschritte in der Religion gemacht?«

»Ohne Zweifel. Ich glaube nicht, daß Sie Ihnen eine Antwort schuldig bleibt, wenn Sie sie über die Israeliten in der Wüste oder über Salomon's Tempelbau examinieren. Jetzt, mein guter Freund« sagen Sie mir aber, wie lange Sie hier zu bleiben gedenken und ob Sie uns morgen eine Ihrer mächtigen Predigten halten wollen. Wir sammeln jetzt Beiträge zu einer neuen Kapelle; eine Predigt von Ihnen würde eine gute Kollekte ergeben.«

Joshua erklärte sich bereit, einer so guten Sache seine Unterstützung zu leihen und empfahl sich nach einer halben Stunde freundlichen Gespräches mit dem alten Manne, um andere Bekannte aufzusuchen.

Um fünf Uhr war er wieder an der kleinen grünen Thür und Cynthia stand ebenso wie bei seiner Ankunft und erwartete ihn.

»Der Thee ist fertig und die Damen sagten, ich sollte sehen, ob Sie kommen,« rief sie mit freudestrahlendem Gesichte und eilte,« ohne seine

Antwort abzuwarten nach der Küche zurück, wo verschiedene Kuchen, die in Penmoyle als Delikatessen galten, zu Ehren des Gastes gebacken wurden. Mr. Haggard blickte ihr nach, bis sie hinter der Küchenthür verschwunden war, und stellte Vergleiche an zwischen dieser leichten, elfengleichen Gestalt und der vierschrötigem robusten Sally, die in seinem Hause waltete. »Sie sind beide aus demselben Staube gemacht und vor dem Angesicht ihres Schöpfers eine so werthvoll wie die andere.« erinnerte er sich dabei.

Die Schwestern Weblings hatten Toilette gemacht, d. h. sie trugen nicht etwa ihre Sonntagskleider, die sollte Mr. Haggard erst am nächsten Tage zu sehen bekommen, aber sie hatten ein Uebrigtes in Ohrringen, Brochen und Schnallen gethan, und empfingen den Gast im guten Zimmer. Die wohlbekannte silberne Theekanne mit dem kleinen silbernen Theesieb in Form eines Körbchens und die guten Porzellantassen waren in Gebrauch genommen. Frisches selbstgebackenes Brod, Schinken mit Petersilie garniert, drei frische Eier in gläsernen Eierbechern und ein Teller mit Stachelbeeren bildeten ein kleines einladendes Mahl.

»Ich hoffe, Sie haben (uns) guten Appetit mitgebracht, lieber Mr. Haggard,« sagte Priscilla.

»Ich bin wirklich nicht an solchen Luxus gewöhnt, Miß Priscilla. Unser Thee zu Hause ist sehr einfach. Ich bin zu einer sehr mäßigen Lebensweise erzogen und habe es mit meinen Kindern ebenso gehalten. Ich werde aber Ihrem leckeren Mahle alle Ehre anthun.«

Cynthia brachte die heißen Kuchen herein und entfernte sich, sobald sie dieselben auf den Tisch gesetzt hatte, mit ihrem tiefsten Knixe.

Trotz des starken Thees, der frischen Eier und des saftigen Schinkens, den ihm die gastfreien Schwestern aufnöthigten, trotz der überschwenglichen Verehrung für ihn, welche sie in jedem Worte, das sie an ihn richteten, kundgaben, ward Joshua die Stunde, die er am Theetisch zuzubringen hatte, unsäglich lang. Unwillkürlich wanderten seine Gedanken zu der kleinen rothgepflasterten Küche, in der er umflossen vom Golde der Abendsonne die liebliche Mädchengestalt am Fenster stehen gesehen hatte. Er versank in Betrachtungen darüber, welche Gnade es doch sei, daß er diese wilde Blume am Wege gefunden habe und in einen Boden versetzen konnte, wo sie blühe und gedeihe, und vergaß darüber Miß Deborah zuzuhören, welche eine höchst interessante Geschichte erzählte von einer ihrer Schülerinnen, die nach Amerika gegangen und dort auf dem besten Wege war, ein großes Vermögen zu erwerben, und die in einem

Briefe an ihre Mutter — in einem auf der andern Seite des Oceans geschriebenen Briefe — freimüthig eingestanden hatte, sie wäre im Leben niemals auf einen grünen Zweig gekommen, hätte sie nicht bei Miß Webling das Rechnen gelernt. Es geht indeß im Leben Alles vorüber, also auch die Theestunde und Miß Weblings hatten die Zerstreutheit ihres Gastes gar nicht einmal bemerkt, sie waren zu sehr erfüllt von ihren überseeischen Erfolgen gewesen.

Nach dem Thee kam die gewöhnliche Bitte um Vorlesung und Auslegung eines Kapitels aus der Bibel.

Cynthia räumte das Geschirr ab und setzte sich alsdann auf den der Thür zunächst stehenden Stuhl, während die Schwestern ihre Plätze einnehmen, sich gerade rückten, ihre mit halben Handschuhen bedeckten Hände falteten und ihre Gesichter genau in dieselben Falten legten.

Joshua wählte das Gleichniß von dem Reisenden, der gen Jerusalem ging und unter die Räuber fiel. Die Wahl war vielleicht durch eine schwache Aehnlichkeit zwischen der Rettung des Beraubten und Gemißhandelten durch den barmherzigen Samariter und seinem Auffinden des ihm gegenüberstehenden Mädchens beeinflußt worden. Seine einfache, aber

beredete Auslegung rührte Cynthia auf das Tiefste. Sie kannte jetzt jedes Wort des Evangeliums, denn sie hatte das Neue Testament mit brennendem Interesse gelesen. Die ihrem jungen Gemüthe ganz neuen Erzählungen waren für sie eine wirkliche Offenbarung gewesen, und sie hatte die neue Lehre mit unbegrenztem Glauben und Entzücken angenommen. Ihrer lebhaften Einbildungskraft erschien Alles wirklich. Sie malte sich Scene für Scene aus, sah das Gesicht des Erlösers glorienstrahlend vor sich, sah die Kinder sich um ihn sammeln, sah die Blinden und Lahmen, die Kranken und die Besessenen herbeiströmen und geheilt und getröstet werden von ihm, der gesagt hat: »Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!« Sie sah alle diese Dinge in ihren heiligen wachen Träumen ebenso wirklich vor sich, wie irgend eine hysterische Nonne in ihren Verzückungen.

Ohne Joshua hätte sie diese heiligen Erzählungen nie kennen gelernt, nie zu den gesegneten, auserwählten Seelen gehört, die nach Beendigung der Pilgerfahrt auf Erden des Herrn Seligkeit im Himmel theilen. Ohne ihn hätte sie ein elendes Leben unter den Verlorenen geführt, wäre sie nach ihrem Tode in die Verdammniß gesunken, wäre sie für immer verbannt gewesen von dem gebenedeiten Lichte, das den

Glücklichen strahlt, die zur Erlösung auserwählt sind. Der Gedanke, daß sie auch ohne Joshua's Vermittlung in die Gemeinschaft der Christenheit hätte gelangen, daß eine andere freundliche Hand ihr hätte die Gnadenthür öffnen können, kam ihr nicht von ferne. Sie betrachtete ihn als ihren Erlöser und Wohlthäter, der ihr die Anwartschaft auf ein Erbtheil im Himmel verliehen, und ebenso grenzenlos wie der Werth dieser Segnung für sie war, war ihre Dankbarkeit gegen ihn, durch den sie ihr zu Theil geworden.

Mit Thränen in den Augen verfolgte sie die Erzählung von dem Samariter. »Sie thaten mehr für mich,« sagte sie, als Joshua seinen Vortrag beendet hatte. »Sie retteten nicht bloß meinen Körper, sondern auch meine Seele. Als ich mich an jenem Tage zum Ausruhen auf die Wiese setzte, wußte ich gar nicht, daß ich eine Seele habe, oder daß der Himmel etwas anders sei als das blaue Gewölbe, unter dem die Vögel singen.«

»Es ist ganz wunderbar, wenn man das bedenkt!« rief Priscilla mit Stolz auf ihre Schülerin aus. »Und jetzt kann sie alle Bücher der Bibel an den Fingern hersagen, ohne auch nur ein einziges auszulassen. Laß den Prediger hören, was Du kannst, Cynthia.«

Cynthia leierte die Bücher des Alten und Neuen

Testamentes, ohne abzusetzen her, wie sie es von Priscilla gelernt hatte.

»Jetzt sage die Grafschaften von England und Wales auf, mein Kind.«

Cynthia wiederholte eine alte gereimte Liste der Grafschaften, die sich beinahe wie ein Kirchenlied anhörte. Die Köpfe auf die Seite geneigt, stolz auf ihr Werk, hörten ihre Lehrerinnen mit beifälligem Lächeln zu.

»Ich möchte Dich gern ein Kapitel aus dem Evangelium lesen hören, Cynthia,« sagte Mr. Haggard.

Das junge Mädchen schlug ihre Bibel auf und suchte das Kapitel von der Erweckung des Lazarus. Sie las schön, jeder Ton zeugte von Gefühl und Verständniß. Freudenthränen traten Joshua in die Augen. Dies war der reichste Lohn« der ihm je im Leben für seine guten Werke geworden war.

Nachdem sie ihr Kapitel gelesen hatte, zog sich Cynthia bescheiden in die ihr zukommende Sphäre nach der Küche zurück und setzte sich zu ihrem Nähzeuge, um noch die letzten Strahlen des Sommertages zur Arbeit zu benutzen. Die Miß Weblings, ließen sich angelegen sein, ihren Gast in angemessener Weise zu unterhalten.

Um halb zehn, eine ungewöhnlich späte Stunde für den kleinen Haushalt, ward Joshua aufgefordert, ein Abendgebet zu sprechen, und Cynthia durch den Ton einer Handklingel zur Theilnahme an der Andacht herbeigerufen. Nach dem langen und inbrünstigen Gebete, in welchem Joshua Gott dankte, daß er ihn gewürdigt, das Werkzeug zu werden, um dieses Mädchen aus Finsterniß und Irrthum zu erretten, sang Cynthia eine Hymne.

Mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen stand sie da und sang mit einem klaren silberhellen Sopran, der Aehnlichkeit mit dem Schmettern der Lerche hatte, eine der Hymnen dieser Sekte — einfache, nicht unmelodische Verse, die von dem glücklichen Lande aus dem andern Ufer des furchtbaren Flusses Tod erzählten — Verse, zu welchen eine etwas weltliche Melodie gemacht war, die wohl schwerlich so zur Andacht hinzureißen vermochte, wie eine geistliche Musik von Bach, Händel oder Mozart.

Nach der Andacht wurde Joshua dringend genöthigt, sich nochmals mit Schlüsselblumenwein und Kümmelkuchen zu erfrischen, und da er standhaft diesen Genuß ablehnte, ward er mit einer frisch angebrannten Kerze unter vielen Ceremonien die schmale Treppe hinauf nach dem duftenden

Fremdenzimmer geleitet, dessen Bett- und Fenstervorhänge so steif gestärkt waren, daß sie allein standen.

Als er sein Lager aufsuchte schien durch die runden in Blei gefaßten Scheiben der Vollmond, der hell und glänzend am Sommerhimmel stand. Es war natürlich, daß er sich nach einer Fußtour von zwanzig Meilen und den Aufregungen, die der Tag gebracht, etwas ermüdet fühlte, was bedeutete aber das seltsame Gefühl, das seine Brust schwellte und das für Schmerz zu süß, für Glück zu schmerzlich war? Was bedeutete das unbekannte Entzücken, das seine Augen mit Thränen füllte?

»Gott sei Dank!« rief er unwillkürlich und wußte doch nicht recht, welche neue Gnade ihn zu solcher Dankbarkeit bewog. Er wagte nicht, sich von seinen eigenen Gedanken Rechenschaft zu geben. Es war ihm zu Muthe wie Jemand, der nach langem Zauberschlafe in einem Lande erwacht, wo alle Dinge ihm fremd sind. Herz und Kopf von einer unbestimmten Glückseligkeit erfüllt schlief er ein und träumte, er sei hinübergegangen in jenes glückliche Land jenseits des dunklen Flusses und die Erste, die ihn dort begrüßte, war Cynthia mit dem Gesichte eines Engels.

Viertes Kapitel.

Johannistriebe.

Der folgende Sabbath war in seiner stillen Weise friedlich und glücklich. Joshua Haggards Leben hatte so F selten eine Abwechslung, daß ihm die Freude, welche ihm die kurze Abwesenheit vom Hause bereitere, wahrlich nicht übel genommen werden darf. Es that wohl, ein Mal nicht genau dieselben Grüße, die ihm jeden Sonntag dargebracht wurden, zu empfangen, nicht dieselben Redensarten, in denselben Tönen, begleitet von denselben Mienen und Geberden zu hören, es that wohl nicht dieselben Hüte und Umschlagetücher, die Little Bethel jeden Sonntag schmückten, zu sehen. Die Unterschiede zwischen Combhaven und Penmoyle bestanden nur in Kleinigkeiten, es war ihm aber, als sei er bei diesen Leuten, die noch einfacher waren als seine Gemeindemitglieder und ihn nicht weniger liebten als diese, in ein ganz fremdes Land versetzt.

Seine Predigt machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Sixpences und Schillinge rasselten in die

metallenen Büchsen, welche die glattrasirten Kirchenvorsteher, die in ihren Sonntagskleidern an den Thüren der Kapelle standen, in Händen hielten. Es konnte in dem kleinen Tempel buchstäblich kein Apfel zur Erde fallen, man fächelte sich mit den Taschentüchern Kühlung zu oder wischte sich den Schweiß von den erhitzten Gesichtern und tauschte Riechsalz und Pfefferminzplätzchen gegen einander aus.

In einer Ecke von Miß Weblings engem Stuhl saß Cynthia mit einem runden Strohhut auf dem Kopfe, den sie ein wenig zurückgeworfen hatte, um den Prediger besser betrachten zu können. Er sah die überirdischen blauen Augen zu sich emporgerichtet und empfand wieder jene ihm bis dahin unbekanntes Mischung von leidenschaftlicher Freude und tiefem Schmerz, die ihn Abends zuvor durchzuckt hatte. Er suchte die Gegenwart dieses süßen Gesichtes zu vergessen, suchte jeden irdischen Einfluß von sich abzuschütteln und seine Gedanken nur auf seinen Schöpfer, den Herrn des Himmels und der Erde, zu richten, dessen Macht und Größe er verkündete, dem das ganze Herz hinzugeben, sich selbst zum Opfer zu bringen, er die ihm mit offenem Munde zuhörende ländliche Gemeinde mahnte.

»Wenn wir einen Freund hätten, der uns fort und

fort mit Gaben überschüttete,« sprach er in seiner einfachen, verständlichen Weise, »würden wir uns bedenken, ihm dann und wann kleine Gegengeschenke zu machen? Würden wir Alles nehmen und nichts geben? Wären wir nicht geizig und erbärmlich, wenn wir es thäten? Würden wir nicht im Geheimen unsere eigene Niedrigkeit verachten, selbst wenn es uns gelänge, sie den Augen der Menschen zu verbergen?« Und wir haben einen Wohlthäter, der beständig giebt. Schlafen und Wachen, Aufstehen und Niedersitzen, Gesundheit und Kraft, Familienfreude, Haus und Hof und Feld und Garten, Alles sind Geschenke Gottes. Sollen wir ihm für alle diese Gaben gar nichts bieten? Nicht einmal ein Haus, in dem wir den Geber alles Guten anbeten? Meine Brüder, die Heiden, deren Götter eitel Thorheit waren, bauten ihnen doch so schöne Tempel, daß durch sie das Geächtniß der Götzen bewahrt worden ist. Ja zweitausend Jahre lang haben diese kindischen Fabeln sich in der Erinnerung der Menschen erhalten, weil diejenigen, welche an sie geglaubt haben, weder Silber, noch Gold sparten, um für ihren Glauben Zeugniß abzulegen. Die Götter der Griechen lebten für die Griechen ebenso gewiß wie unser Gott für uns und die Pracht ihrer Tempel ist der Nachwelt geblieben als ein Zeugniß für die Lebendigkeit ihres Glaubens. Und das waren thörichte

Heiden, Kinder der Finsterniß. Sollen wir, die Kinder des Lichtes, nichts hinter uns auf Erden zurücklassen, um unsern Nachkommen zu zeigen, daß auch wir es mit unserm Glauben ernsthaft genommen haben — daß der Gott der Wahrheit so treue Bekenner gehabt hat, wie die Götter der Lügen?«

Vers auf Vers las er ihnen die Beschreibung des Tempels Salomonis vor und begleitete sie mit Erklärungen, denn seiner erregten Phantasie stellte sich der Wunderbau leibhaftig in seiner ganzen Herrlichkeit dar. Er forderte auf zu Beiträgen zum Bau einer Kapelle, der mit drei bis vierhundert Pfund herzustellen war, und verflocht damit immerfort in blühender Sprache die Beschreibung jenes jüdischen Tempels — »Und er überzog das Haus inwendig mit lauterem Golde und zog goldene Riegel vor dem Chor her, das er mit Gold überzogen hatte. Er machte auch im Chor zween Cherubim zehn Ellen hoch von Oelbaumholz und überzog sie mit Gold. Und an allen Wänden des Hauses um und um ließ er Schnitzwerk machen von ausgehöhlten Cherubim, Palmen und Blumenwerk. Auch überzog er den Boden des Hauses inwendig und auswendig mit goldenen Blechen.« — So las er weiter Vers für Vers und seine Zuhörer sagten sich, es komme Penmoyle zu, auch etwas zu thun, um nicht hinter den Juden zurückzubleiben, jenen Leuten

mit großen krummen Nasen, die mit alten Kleidern handelten und auf welche man mit Verachtung herabzusehen gewohnt war. Hatte Salomon, der doch immerhin auch nur ein Jude war, es möglich gemacht, seinen erhabenen Tempel zu bauen und sogar, wenn man der Tradition Glauben schenken durfte, bis nach Penzance gesandt, um Zinn und Kupfer dazu holen zu lassen, so mußten Christen auch ein Uebriges thun. Das Beispiel des jüdischen Königs wirkte viel stärker als das der Griechen, jener lag ihrem Verständniß nahe, diese vermochten sie sich nur höchst unvollkommen vorzustellen.

Für Cynthia war diese Predigt voll Farbe und Luft. Sie hatte nie gute Musik gehört, nie ein Schauspiel gesehen, denn die erbärmlichen Vorstellungen der Leute, mit denen sie umhergezogen, waren nicht mit diesem Namen zu bezeichnen. Beredtsamkeit, Wortmalerei, war ihr etwas vollständig Neues und sie lauschte athemlos. Sie hätte schwerlich eine Erklärung zu geben vermocht, was sie unter Größe verstand, in ihrer Vorstellung war aber Joshua ein großer Mann und sie hielt es durchaus für keine Blasphemie, ihn dem Apostel Paulus an die Seite zu setzen. Ihre Jugend und Lebhaftigkeit vermochte sich kein anderes Ideal zu bilden als das dieses guten und vollkommenen Mannes. Sie war ihren

Dienstherrinnen dankbar für die Güte und Nachsicht, welche sie gegen sie übten, aber sie empfand unbestimmt das Lächerliche der kleinen Schwächen und Eigenheiten der alten Jungfern und die Blumen ihrer Phantasie vermochten sich nicht an den Bildern der Miß Deborah und Priscilla emporzuranken. Der Garten ihrer jugendlichen Einbildungskraft war aber trotzdem ein fruchtbarer Boden, auf dem etwas blühen und sprossen mußte, und so schlangen sich denn die zarten Ranken ihrer Verehrung und Anbetung um die starke Eiche Joshua Haggard.

Der Nachmittag ward durch einen zweiten Gottesdienst ausgefüllt, während dessen die milden Ermahnungen mit denen Mr. Martin die Gemeinde erbaute, nach dem reichlich genossenen Mittagessen eine bedenkliche Neigung zum Schlafen hervorriefen. Mit einem Gefühl der Erleichterung vernahm die Gemeinde endlich das Amen ihres verehrten Predigers und ergoß sich aus der ofenartigen Atmosphäre der kleinen Kapelle ins Freie.

Bei Miß Weblings war nach dem Gottesdienste Gesellschaft. Es kamen alte Freunde herbei, die ein Wiedersehen mit Mr. Haggard feiern, und neue Verehrer, die ihn persönlich kennen lernen wollten. Da war Mrs. Gibbs, die Frau des Schlächters, eine der vornehmsten Damen des Dorfes in einem grünen

gewässerten Seidenkleide und einer goldenen Uhr, eine Kostbarkeit, die in Penmoyle nicht viele ihres Gleichen hatte. Da war ferner Miß Toothy aus dem Materialladen, welche in ihrer äußeren Erscheinung etwas excentrisch war, aber für reich galt, Mr. und Mrs. Pamble, wohlhabende Pächter, die ein steinernes Haus in geringer Entfernung von Penmoyle bewohnten, Leute, die etwas aus sich machten und sehr fest auftraten in dem Bewußtsein, niemals auch nur um einen Tag mit ihrem Pachtzins in Rückstand zu bleiben und so viel zurückgelegt zu haben, daß sie es auch in schlechten Zeiten mit ansehen konnten.

Das kleine Zimmer der Damen Webling war zum Erdrücken voll, und wäre Cynthia nicht so sehr gewandt gewesen, würde das Eingießen und Präsentieren des Thees nicht so glatt von Statten gegangen sein und Mrs. Pamble, die sich ohnehin schon herabgelassen, daß sie bei den Schullehrerinnen Thee trank, wahrscheinlich Gelegenheit erhalten haben, die Achseln über Bettelwirthschaft zu zucken. Cynthia hielt aber in der gewöhnlichen Theekanne stets einen frischen Aufguß bereit, um daraus, sobald dies erforderlich, die silberne Theekanne wieder füllen zu können, sie strich Butterbrödchen von staunenerregender Feinheit und brachte die Rostkuchen heiß und in eine weiße Serviette

geschlagen.

»Sie haben da ein flinkes Mädchen, Miß Webling,« sagte Mrs. Pamble beifällig, nachdem die Kapelle, die Predigten und alle Chancen für den Baufond durchgesprochen waren.

»Und ein außerordentlich hübsches dazu,« fügte der Pächter mit seiner groben Stimme hinzu. »Sie werden sie wohl nicht lange behalten, Miß, unsere jungen Burschen sind ganz toll nach ihr. Solche hübsche Fischchen gehen bald auf den Haken.«

Die Schwestern nahmen diese Aeüßerung beinahe wie eine ihnen persönlich zugefügte Beleidigung auf. Sie galten, wie sie Mr. Pamble versichern konnten, in ihrer Jugend auch als ansehnliche Mädchen und waren doch nicht auf den Haken gegangen.

»Wenn sie so vernünftig ist, wie ich ihr zutraue, wird sie es mit dem Heirathen nicht so eilig haben,« versetzte Miß Deborah. »Das ledige Leben hat auch seine Vorzüge.«

Miß Webling wußte, daß Mrs. Pamble eine jener unangenehmen Frauen war, die so stolz darauf sind, einen Mann bekommen und ihr reichliches Theil zur Bevölkerung beigetragen zu haben, als ob derartige Errungenschaften seltene und merkwürdige Ausnahmefälle in der Geschichte der Frauenwelt

wären.

»Sie sind doch Alle froh, wenn sie einen Mann bekommen, die Verständige wie die Unverständige,« lachte der Pächter. »Jedes Mädchen ist bereit zu dem ersten der Schnap sagt, Schnip zu sagen.«

Mrs. Pamble und Mrs. Gibbs belachten diesen ordinären Spaß so laut und anhaltend, daß ihre seidenen Kleider oder die darunter befindlichen Corsets unheilverkündend zu krachen begannen, Miß Toothy's Augen versandten dagegen Blicke wie Dolche. Sie hatte nie Schnip zu irgend Jemandes Schnap gesagt und fand daß die Unterhaltung abscheulich persönlich geworden war.

»Natürlich meine ich damit nicht Damen wie Sie,« lenkte der Pastor ein, der bemerken mochte, daß er sich auf gefährlichen Grund gewagt, und adressierte seine Anrede durch einen Schlag aus die Schulter an Miß Priscilla. »Sie und Miß Deborah und Miß Toothy haben Ihre Anträge gehabt und sie ausgeschlagen, aber Dienstmädchen und solche Art sind nicht so heikel. Ein Mann ist für sie ein Mann, wenn er nur einen Hut auf dem Kopfe hat und nicht blind und taub ist. Stumm dürfte er schon eher sein, denn dann hätten sie alles Reden für sich.«

Es war dies ein alter Scherz, der von der ganzen

Gesellschaft, mit Ausnahme von Joshua, herzlich belacht ward.

»Ihr Mädchen hat ganz merkwürdiges« Haar, Miß Webling,« sagte Mrs. Pamble. »An einem jungen Mädchen kann ich's nicht hübsch finden, aber bei Kindern habe ich's sehr gern. Mein Jimmy hat genau dasselbe Haar und wenn er unartig ist, wird's mir viel schwerer ihn zu schlagen als meinen schwarzköpfigen Jungen, er sieht immer so unschuldig aus. Einem jungen Mädchen giebt aber das — Flachshaar ein komisches, albernes Aussehen.«

»Was kommt auf das Aussehen an, wenn sie nur nicht albern ist,« nahm Joshua beinahe strafend das Wort. »Sie dürfen sich glücklich schätzen, Mrs. Pamble, wenn es Ihnen gelingt, ihre Töchter zu so frommen, verständigen Mädchen zu erziehen wie diese Dienstmagd, und hat ihnen Gott Schönheit verliehen, so bitten Sie ihn, daß er ihnen dazu so reine Herzen und so unschuldige Gedanken gebe, wie sie besitzt.«

Jedem Andern würde die Frau Pachterin eine solche freimüthige Sprache sehr übel genommen haben, Joshua war aber ein großer Prediger und von Propheten und Schriftgelehrten mußte man sich schon etwas gefallen lassen. Sie machte deshalb nur eine

zweifelhafte Miene und sah auf ihre Uhr, die, da sie nur von Silber war, nicht eben vortheilhaft für ihre Besitzerin gegen die goldene der Mrs. Gibbs abstach.

»Es thut mir leid, aber wir müssen fort,« sagte sie, als entschieße sie sich nur zögernd, einen Ausspruch zu thun, der nothwendigerweise die ganze Gesellschaft in die tiefste Betrübniß versetzen mußte. »In der Milchammer ist keine Ordnung wenn ich nicht beständig hinter den Mägden her bin.«

»Ach,« grunzte Mr. Pamble, »Ihr Weiber könnt nichts ohne viel Geschnatter thun. Frau und Magd ist Alles über einen Kamm geschoren, das giebt immerfort ein Zanken und ein Geschrei, ich wundere mich nur, daß nicht davon allein die Milch sauer wird. So eine Weiberzunge ist unverwüstlich.«

Frauen sitzen nicht drei geschlagene Stunden hinter einander im Wirthshause und streiten sich über nichts herum,« erwiderte Mrs. Pamble, nahm ihren weißen Shawl um die robusten Schultern und steckte ihn auf der Brust mit einer Mosaikbroche zu, auf der die Peterskirche in Rom dargestellt war, dann empfahl sich das Ehepaar s mit vielen Freundschaftsversicherungen von beiden Seiten. Bald daraus fanden auch Mrs. Gibbs und Miß Toothy, daß sie nach Hause gehen müßten, da sie ihren Mädchen

einen freien Abend versprochen hatten und das kleine Zimmer der Miß Weblings leerte sich wieder. Die guten Damen fühlten sich von der ungewohnten Geselligkeit ebenso erschöpft wie eine Modedame, die einen Empfang von Vierhundert der oberen Zehntausend hinter sich hat, nach Beendigung der gesellschaftlichen Komödie. Sie falteten die Hände und lehnten sich in ihre Stühle zurück.

»Priscilla, ich hoffe, ich bin gegen Alle höflich gewesen,« sagte Deborah etwas ängstlich, »ich wurde aber wirklich ein bisschen confus als sie so mit einem Male kamen. Ich fürchte, Miß Toothy hat sich vernachlässigt gefühlt. Es, ist schwer, ein Wort aus ihr herauszubekommen, und die Pambles sind sehr lebhaft.«

»Miß Toothy ist nicht viel unter Leute gekommen, man kann von ihr nicht erwarten, daß sie gesprächig ist,« erwiderte Priscilla entschuldigend. »Dafür liest sie sehr viel und weiß mehr von Politik und der königlichen Familie als irgend ein Mensch in Penmoyle. Sie hat Verwandte in London, die ihr jede Woche eine Zeitung schicken, auch bekommt sie sehr hübsche Bücher, Mr. Haggard. Vorigen Winter lieh sie mir »Die Erzählungen des Waldes« und ich las das Buch Abends Debbie vor. Ich sehe kein Unrecht darin, eine gute Erzählung zu lesen, wenn man damit nichts

versäumt und nicht halbe Tage lang mit dem Buche am Kamin sitzt und es im Hause drunter und drüber gehen läßt.«

»Ich habe meiner Tochter verboten, Romane zu lesen,« antwortete Joshua, da die Rede direkt an ihn gerichtet war, »weil ich fürchte, die darin geschilderten erdichteten Thatsachen könnten sie verleiten, sich ein falsches Bild vom Leben zu machen und thörichte Hoffnungen und Wünsche bei ihr erwecken. Wenn sie jedoch erst verheirathet und Familienmutter sein wird, mag sie immerhin des Abends bei einer unschuldigen Dichtung Unterhaltung suchen, das wird ihr nichts schaden. Ebenso kann bei Ihrem gesetzten Alter von einer Überreizung der Einbildungskraft durch, das Lesen von Romanen keine Rede mehr sein, Miß Priscilla.«

»Mein Vater war darin ein eigener Mann,« sagte Deborah. »Er litt außer der Bibel an Sonntagen und Dr. Watts's Hymnen kein Buch im Hause. Er behauptete, Bücher wären nur eine Verleitung zur Trägheit, und so lange eine Frau ihre Hand rühren könne, brauche sie ihre Zeit nicht mit Lesen zu verbringen. Und doch würden Priscilla und ich nicht so unabhängig dastehen, wie dies heute der Fall ist, hätte uns Gott nicht Lust und Liebe zum Lernen gegeben.«

Mr. Haggard neigte zustimmend den Kopf. Auch er fühlte sich von der Theegesellschaft und den grobkörnigen Komplimenten, die ihm Mrs. Gibbs und Mrs. Pamble gespendet hatten, etwas ermüdet, dazu war die Luft im Zimmer drückend heiß und mit den Düften von Toast und Butterbrod geschwängert; er sehnte sich nach einem Athemzuge frischer Luft.

»Wenn Sie erlauben. möchte ich einen Gang durch Ihren netten kleinen Garten machen,« sagte er zu den Schwestern, die schläfrig aussahen und krampfhaft Anstrengungen machten, die Augen aufzureißen.

»Das thun Sie, lieber Mr. Haggard, holen Sie sich Appetit zum Abendessen, zu Mittag aßen Sie so gut wie gar nichts.«

Miß Webling hielten es den Pflichten der Gastfreundschaft angemessen, fortdauernd zu behaupten, ihr Gast habe nichts gegessen, und ihn bei den Mahlzeiten dergestalt zum Zulangen zu nöthigen, daß er in Gefahr geriet, sich krank zu essen.

Der einzige Weg nach dem Garten führte durch die Küche, Joshua mußte ihn also einschlagen. Die Thür am Ende des kleinen Hausflurs stand offen und das nach Westen gehende Fenster schien am Ende der Aussicht wie ein Edelstein. Die Küche war sauber gefegt und aufgeräumt, das Theegeschirr und die

Überbleibsel des Mahles waren über Seite gebracht, jeder Topf und jede Pfanne mit jener Anmuth arrangiert, welche vollkommene Ordnung verleiht, die blankgeputzten Kupfer-und Messinggeräthe erglänzten im Scheine eines auf dem Herde brennenden Feuers, auf dem Fensterbrett stand ein brauner Krug mit Rosen und Syringen, aber die Gestalt, welche Joshua am Fenster stehend zu finden erwartet hatte, war nicht zu erblicken. »Cynthia ist auch ausgegangen,« dachte er, »sie wird die Gesellschaft anderer Dienstmädchen aufgesucht haben, die an Sabbathabenden spazieren gehen dürfen; vielleicht trifft sie sich auch mit einem ländlichen Verehrer.« Der letztere Gedanke war ihm entsetzlich, es schien ihm, als liege darin eine Entweihung.

Er ging durch das Waschhaus in den Garten, den er schon im vorigen Jahre, als er Cynthia Lebewohl sagte, vom Fenster aus überblickt hatte. Langsam ging er über den Grasplatz und stieg den kleinen Pfad hinauf, den man da, wo der Abhang am steilsten war, in Stufen abgetheilt hatte. Hier auf dem höher gelegenen Theile des Gartens dicht an der Hecke fand er Cynthia, die neben dem Schweinestall stand und dem Bewohner desselben, der den Kopf herausgesteckt hatte, die Ohren kraulte, was sich das Schwein mit sehr vergnüglichem Grunzen gefallen

ließ.

»Ich dachte, Du wärest spazieren gegangen, Cynthia,« redete er sie an.

»Nein, Mr. Haggard. Zuweilen gehe ich wohl durch — das Feld bis nach dem Wald hinüber und hole mir einen Strauß Blumen, wenn es die Damen erlauben, aber heute bin ich zu Hause geblieben.«

»Du gehst vermuthlich mit Freundinnen, jungen Mädchen, die gleich Dir hier am Orte dienen?«

»Nein, Mr. Haggard. Ich habe keine Freundinnen als meine Herrinnen.«

»Und keinen Geliebten?«

»Nein,« antwortete sie mit einem eigenthümlichen Lächeln.

Wie athmete er auf bei der Entdeckung, daß ihre jugendliche Einbildungskraft bis jetzt noch keinen Dorflümmel idealisiert hatte.

»Die Zeit wird schon kommen, wo Du an einen Geliebten denken wirst, es ist mir aber lieb, daß sie noch nicht da ist. Ich will einen Gang durch die Felder machen, vielleicht bis zu dem Walde. Willst Du mit mir kommen und mir zeigen, wo die Blumen wachsen?«

»Sehr gern.«

»Bist Du ganz glücklich hier, Cynthia?« fragte

Joshua, nachdem sie ein Stück mit einander gegangen waren und dem freundlichen Ton gelauscht hatten, den die Halsglocken der auf der Wiese weidenden Schafe durch die stille Abendluft erklingen ließen.

»Ja, Mr. Haggard, sehr glücklich, am glücklichsten aber, wenn Sie herkommen.«

»Das geschieht nicht oft, Cynthia,« antwortete er und seine dunklen Augen richteten sich mit einem Ausdruck leidenschaftlicher Zärtlichkeit auf sie. Weshalb sagte sie in ihrer ahnungslosen Unschuld solche Dinge und warum ließen Worte, die nichts weiter waren als der kindliche Ausdruck der Dankbarkeit, sein Herz so heftig schlagen?

»Nein,« sagte Cynthia, »Sie kommen nicht oft her, man kann sich aber lange daran erinnern und lange darauf freuen.«

»Ich kann Dir nicht beschreiben, wie sehr ich mich über die gemachten Fortschritte gefreut habe,« nahm Joshua wieder das Wort. Er sprach ernst, aber seiner unbewußt nahm seine Stimme den Ton der Zärtlichkeit an. »Ich habe während des verflossenen Jahres viel an Dich gedacht und Dich jeden Tag mit in mein Gebet eingeschlossen, daß ich aber eine so reiche Ernte halten würde, habe ich nicht gehofft. Ich dachte nicht, daß Gott mich so überreich belohnen und

mich Deinen Verstand so entwickelt, Dein Herz so fromm und Dein Betragen so exemplarisch finden lassen würde. Es es ist süß für mich, süßer als Worte auszudrücken vermögen.«

Es legte sich wie ein feuchter Nebel vor seine Augen, die er auf den dunklen Wald richtete, da er auf seine Protegée nicht zu blicken wagte.

»Konnte ich weniger thun, als mich bestreben, das zu lernen, was Sie wünschten, daß ich lernen sollte?« fragte Cynthia. »Könnte ich je vergessen, was Sie für mich gethan haben? Ich war eine Heidin, so schlimm wie jene armen Geschöpfe, von denen uns vorigen Winter der Missionar erzählt hat. Ich war draußen in der Finsterniß. Ohne Sie hätte ich nach den Wohnungen der Verlorenen gehen müssen. Tag und Nacht bete ich für Sie, meine Gebete sind aber so gering, sie können Ihnen niemals vergelten. Ich wünschte, ich könnte Ihre Dienerin sein und für Sie von früh bis in die Nacht arbeiten, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen. Ich bete für Sie, ich denke an Sie, ich träume öfter von Ihnen und in diesen Träumen sehe ich Ihr Antlitz ganz glänzend, umflossen von der Glorie wie Stephans, als die gottlosen Juden ihn steinigten.«

»Das sind thörichte Träume, liebes Kind. Ich bin

weder ein Heiliger noch ein Held, sondern ein gewöhnlicher Mensch mit gewöhnlichen Menschen, der Sünde zugänglich, wenn er versucht wird, und hauptsächlich darin begnadigt, daß ich ein Leben führen durfte, dem die Versuchung zum Bösen nicht nahe kam. Die Vorsehung ist sehr gut gegen mich gewesen, Cynthia, ich habe in gesicherten Verhältnissen gelebt, nie Mangel oder schlechte Behandlung erduldet wie Du, armes Kind; nie ist ein dunkler Schatten auf meinen Pfad gefallen.«

»Es wäre aber auch sehr hart, wenn Sie, der Sie so gut sind, Beide zu tragen hätten,« sagte Cynthia. »Miß Priscilla hat mir erzählt, wie Sie den rauhen Grubenarbeitern — Männern wie die Wilden — gepredigt und ihre Herzen weich gemacht haben; wie Sie viele Meilen gewandert sind und die größten Beschwerden erduldet haben, um Gutes zu thun und Gottes Wort zu lehren, obgleich Sie ein behagliches Heim hatten, wo Sie, wenn Sie sonst gewollt, ruhig hätten bleiben können. Sie erzählte mir, Ihr Vater sei mit Ihren Feldpredigten unzufrieden gewesen, und es hätte sehr leicht seien können, daß er ihnen alles Geld, das er Ihnen zu hinterlassen hatte, entzogen hätte, das habe Sie aber nicht irre gemacht. Heißt das nicht ein Held sein?«

»Nein, mein Kind« es heißt nur fest sein. Der

Mensch, der keine Festigkeit besitzt, wird weder sich noch Anderen Gutes thun können. Ich sah, daß Land brach lag, welches für die Ernte bestellt werden mußte, und legte meine Hand an den Pflug. Gott gab mir Gesundheit und Kraft und Liebe zum Werke. Es würde mir viel schwerer angekommen sein, hinter meines Vaters Ladentisch zu Hause zu bleiben, als die größten Beschwerden, die meine Wanderungen mit sich brachte, zu erdulden.«

»Ja, ich kann das verstehen,« sagte Cynthia, voll Enthusiasmus zu ihm emporschauend, »weil Sie groß und gut sind, ziehen Sie es vor, Andern zu helfen, als selbst glücklich zu sein. Jede Seele, die Sie dem Tode und der Finsterniß abgewonnen, war ein reicher Gewinn für Sie. Manche von denen, die Sie gerettet haben, sind jetzt bereits im Himmel. Welch herrlicher Gedanke muß es für Sie sein, daß diese Seligen am Throne Gottes für Sie beten.«

»Mein liebes Kind, Deine Liebe für mich führt Dich zu weit. Ich habe nur einen bescheidenen Antheil an einem großen Werke und trete nur in die Fußtapfen größerer Männer, die vor mir gegangen sind. Ich bin nur Einer von Vielen.«

»Die Bibel sagt das nicht,« entgegnete Cynthia. »Es heißt die Ernte ist groß, aber der Schnitter sind

wenige.«

»Das war im Anfange, als Gottes Licht erst durch die Finsterniß der Erde zu dämmern begann. Das Gebet ist erhört worden und der Arbeiter im Weinberge des Herrn sind jetzt viele. Wir wollen beten, daß sie ihre Arbeit im rechten Sinne thun. Du hast einen lebhaften Geist und ein warmes Herz, liebe Tochter, gebe Gott, daß Du damit nie auf Abwege gerathest, denn für eine so tief innerliche Natur, die so geneigt ist, zu glauben und zu bewundern, liegt die Welt voll Schlingen und Fallen. So lange Du jedoch zufrieden bist, in Penmoyle bei unsern braven Freundinnen zu bleiben, bin ich ruhig, denn da weiß ich Dich glücklich und sicher. Ich muß es zugeben das Leben ist hier etwas einförmig, ich hoffe indes, Du wirst desselben nicht überdrüssig werden.«

»Ich werde immer Ihrem Kommen entgegensehen,« sagte Cynthia.

»Wenn Du Dich fleißig so fortbildest wie bisher, lassen Miß Webling's Dich vielleicht später mit in der Schule unterrichten, und wenn sie älter werden, ist es wohl gar möglich, daß sie Dir die Schule übergeben. Dann hast Du eine heilige und nützliche Aufgabe und nimmst einen wichtigen Platz in Deiner kleinen Welt ein. Siehst Du, Cynthia, da hättest Du eine bessere

Aussicht als stets Dienerin zu bleiben, es kommt nur darauf an, daß Du Dich dazu tüchtig machst.«

»Ich werde mich immer bemühen, zu thun was Ihnen gefällt,« erwiderte Cynthia. »Ich vergesse nie ein Wort von dem, was Sie mir sagen. Ich glaube ich könnte Ihnen noch jedes Wort, das Sie seit unserem ersten Zusammentreffen auf der Wiese zu mir gesprochen haben, wiederholen.«

Joshua schwieg. Es giebt Empfindungen, deren unnennbare Süßigkeit dem Schmerze verwandt ist, es giebt Augenblicke, in denen die Seele in einem Entzücken glüht, das die Brust zu ersticken droht. Wie sollte er diese unschuldigen Aeüßerungen der Hochachtung, diese Ausbrüche der Dankbarkeit deuten? Konnten sie einem wärmeren tieferen Gefühle entspringen als Hochachtung und Dankbarkeit?

Sie waren unter diesem Gespräche über einige Wiesen gegangen und bis an den Rand des sogenannten Waldes gekommen, denn in Wahrheit war es nur ein schmaler Streifen Waldbäume, meistens Fichten, der eine Farm von der andern trennte — ein kleines Stückchen Wildniß am Rande des Anbaus und der Fruchtbarkeit. Für Joshua war dieser Waldstreifen an diesem Sabbathabende aber das dunkle Thal, in das Dante hinabstieg, ein Wald voll Geheimniß und

Erhabenheit. Es war unter den Bäumen so dunkel, daß er das Gesicht seiner Begleiterin nur noch undeutlich sah. Es war schattenhaft wie das Gesicht eines gespenstischen Wesens.

»Es ist zu spät, man findet keine Blumen mehr,« sagte Cynthia, »aber im Frühling war es hier lieblich. Da gab es Veilchen, Crocus, Winden und blaue Glockenblumen. Es sind auch Kaninchen hier; passen Sie auf — sehen Sie sie dort drüben über den rothbraunen Stamm springen?«

Joshua war viel zu sehr mit andern Dingen beschäftigt, um auf die Kaninchen zu achten. Den Kopf gebeugt, den starken Eisenstock: mit beiden Händen umklammernd, die Lippen fest zusammengepreßt, ging er vorwärts, als sei er bemüht, ein Räthsel zu lösen. Wer ihn so gesehen, hätte auf den Gedanken kommen können, er habe das junge Mädchen an seiner Seite ganz vergessen.

Es waren seltsame Fragen, die er sich vorlegte, wie z. B. »Wenn ich so thöricht wäre — wenn ich, der ich mich für so stark gehalten, schwach genug sein könnte, diesem Mädchen mein Leben zu Füßen zu legen, alle meine Hoffnungen auf sie zu setzen, ihr den Rest meiner Tage zu eigen zu geben, hieße es zurückgehen? Ist es sündlich, sie wegen ihrer Jugend

und Schönheit, ihrer süßen Stimme, ihrer lieblichen Blicke und ihres anmuthigen Wesens zu lieben? Ist die Neigung, die mich wider meinen Willen zu ihr zieht, fleischlich oder teuflisch, eine Falle, die Satan meinem Stolze gelegt hat, oder ist dieser Zauber so unschuldig, wie er mir heute Abend erscheint? Erleuchte mich, mein Gott, und gieb mir die Gnade, weise zu sein, denn sei es nun für gut oder böse, ich liebe sie.«

Silberne Pfeile des bleichen Sommer-Mondlichtes schossen durch die Nadeln der Bäume, mit klingendem Ton halb Flüstern, halb Seufzen, strich der Abendwind durch das Gebüsch. Es war Zeit, daß Joshua und seine Gefährtin zu dem jenseits der Wiesen im Grunde liegenden weißen Häuschen zurückkehrten.

»Es ist spät, die Damen werden mich brauchen,« sagte Cynthia.

»Ja, Cynthia, aber ehe wir zurückkehren, habe ich noch eine Frage an Dich zu richten. Morgen bald nach Tagesanbruch trete ich meinen Heimweg an, denn ich beabsichtige den größten Theil der Reise zu Fuß zu machen, und dann, wenn Du es nicht anders wünschest, werde ich Dich in einem Jahre nicht wieder sehen, vielleicht niemals, denn wer weiß, wie

sich Dein Sinn innerhalb eines Jahres ändern kann.«

»Er kann sich nie so ändern, um Ihre Güte zu vergessen, Mr. Haggard.«

»Kind« Du machst zu viel aus meiner Güte. Was ich für Dich gethan habe, hätte ich auch für den Niedrigsten, Häßlichsten gethan, für einen Aussätzigen, der vor der Thür gestanden und gerufen hätte: Unrein, unrein! Ich würde ein Reis am Wege eben so aufgehoben und so treu dafür gesorgt haben wie für die Blume. Gott fügte es aber, daß ich die schönste Blume, die je in seinem Erdengarten wuchs, finden und hegen und pflegen durfte, um sein himmlisches Paradies damit zu schmücken. Und unversehens ist mir diese süße Blume tief, tief ins Herz gewachsen. Cynthia, Du hast in Deiner kindlichen Dankbarkeit manches Wort gesprochen, dessen Bedeutung Du vielleicht nicht erwogen hast. Du hast gesprochen aus der Unschuld Deines Herzens, Deine Worte sind aber tief in das meinige gedrungen.,Du hast gesagt, Du möchtest meine Magd sein, möchtest für mich alle Tage Deines Lebens arbeiten. Meine liebe, süße Cynthia, sieh mich an mit Deinen lieben Augen, mit dem klaren Blick, der von Seele zu Seele geht, und sage mir, Geliebte, ob Du mich genug lieben könntest,um meine Frau zu werden, genug lieben, um mit mir zu leben, ein Theil

meines Lebens zu sein, der schönste, gesegnetste, herrlichste Theil meines Lebens, Alles was es an menschlicher Glückseligkeit für mich auf dieser Erde giebt. Ich habe meine Tochter ihrem Geliebten gegeben, fortan nehme ich den zweiten Platz in ihrem Herzen ein. O Herr, gieb mir Etwas, das ganz mein Eigen ist! Ich habe wenig von irdischer Glückseligkeit gekostet, ich habe meine Hoffnungen und Wünsche Anderen gegeben. Ehe das Alter heranschleicht, ehe mein Tag sinkt, laß mich etwas besitzen, auf das ich ausströmen kann, was mein Herz an Schätzen irdischer Liebe besitzt, laß mich gesegnet sein gleich Abraham und Deine Auserwählten in den geheiligten Freuden des häuslichen Herdes. Kind, Kind, es ist der Schrei aus dem Herzen eines starken Mannes, der sich zu Dir erhebt. Antworte, und antworte ehrlich. Liebst Du mich genug, um mein Weib zu werden?«

Er hielt sie in seinen Armen, hielt sie an seinem Herzen und blickte in ihre Augen. Sie hatten sich Beide an das Dämmerlicht des Waldes gewöhnt und sahen ihre Gesichter ganz deutlich; das ihrige sah bleich, ernst, voll von Lieblichkeit, strahlend von einer seligen Verzückung, als ob sie in den offenen Himmel schaut, zu ihm empor, das seine war kreideweiß, der Mund fest zusammengepreßt, die Augen ernst und düster.

»Antworte, Geliebte, antworte, und so wahr uns Gott in diesem Walde, unter diesem Abendhimmel hört und sieht, antworte auch Du wahrhaftig.«

»Ich liebe Sie genug, um alle Tage meines Lebens Ihre Dienerin zu sein,« sagte sie mit leiser Stimme, »um glücklich zu sein, wenn mir nur dann und wann ein gütiger Blick aus Ihren Augen sagt, daß Sie meiner gedenken. Ich kann Ihnen ja nie Ihres Gleichen sein, kann nie an Ihrer Seite sitzen, nie mit Ihrem Namen genannt werden, aber ich liebe Sie von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe, wie man mich gelehrt hat, Gott zu lieben.«

Sie glitt von seiner Brust zu seinen Füßen und sie blickte mit gefalteten Händen zu ihm empor — ein liebliches Bild der Demuth.

»Nicht zu meinen Füßen, sondern zunächst meinem Herzen,« rief er sie emporhebend. »Du hast mich weit über die Grenzen irdischen Glückes hinaus beseligt. Hätte ich wenn mein Pfad am rauhesten schien, gewußt daß hinter dem Schleier vieler Jahre Gott diese Freude für mich noch aufbewahrt hätte, so würde das wie ein Stern vor mir hergeschienen sein und meine dunkelste Nacht erleuchtet haben. Wie leicht würden im Vergleich zu diesem Lohn alle Mühen und alle Verdrießlichkeiten erschienen sein!«

Der Mond schien voll auf das an seiner Brust liegende, Gesicht. Reinheit, Unschuld, kindliche Liebe standen darauf geschrieben, eine Liebe so voll von Verehrung, daß sie etwas Ehrfurcht hatte. Warum mußte das junge Herz sich jemals abwenden von einer Liebe, so rein in ihren Anfängen, so heilig in ihrem Wachsthum? Aus welchem andern Grunde als dem, welchen der Prophet angiebt, wenn er von der Veränderlichkeit und Gottlosigkeit des Menschenherzens spricht?

Es war ein unvergeßlicher Augenblick — ein feierlicher Wendepunkt in der Geschichte dieser beiden Leben, dessen in allen kommenden Jahren mit heiligem Schauer gedacht werden sollte, ein Augenblick, in dem die Erde zu versinken, alles Irdische abzufallen und Geist nur zu Geist zu sprechen schien.

Durch die bethauten Felder gingen sie zurück! Joshua hielt Cynthias Hand — die Hand, welche von jetzt an sein eigen war — in der seinigen, ein Symbol ihrer lebenslänglichen Vereinigung. Die Schafe liefen über die Wiesen und die Glöckchen klangen. Mit sonorem Ton schlug die Kirchuhr die neunte Stunde gleich der Glocke der Zeit, welche die Jahre der Menschen mißt. Eine kleine Weile, eine kleine Weile und das Ende ist da. Während Dein Herz so

leidenschaftlich schlägt, während Deine Hoffnung so kühn arbeitet, während Deine Phantasie Schlösser erbaut und irdische Paradiese erschafft, um darin zu wohnen, verfliegt die Zeit und das Ende ist da. Das Leben ist nur eine Pilgerreise und das Haus, in dem Du am glücklichsten bist, ist doch nichts als eine Herberge, die Du morgen wieder verlassen muß.

* *
*

»Herr meines Lebens!« rief Miß Deborah, aus einem süßen Schlummer erwachend und sich im Dunkeln findend. »Was ist aus Cynthia geworden, daß sie nicht Licht angesteckt und den Tisch zum Abendessen gedeckt hat? Wir müssen lange geschlafen haben.«

»Die Hitze übermannte mich,« sagte Priscilla, »und Mr. Pamble ist so laut. Seine rohen Scherze und sein lautes, gemeines Lachen verursachen mir Kopfweg. Ich fürchte, Mr. Haggard war sehr unangenehm berührt davon.«

»Ich sah das an seinem Gesicht,« bestätigte Deborah.

Cynthia trat ins Zimmer mit zwei Talglichtern in glänzend blanken Messingleuchtern und einer Lichtscheere mit Untersatz von gleichem Metall,

Joshua folgte, sein Gesicht sah sehr ernst und bleicher als gewöhnlich aus.

»Wie angegriffen Sie aussehen« lieber Mr. Haggards, rief Priscilla. »Ich fürchte, die Predigt heute Morgen und die lärmenden Pamble's Nachmittag haben Sie erschöpft. Sie müssen sogleich ein Glas Schlüsselblumenwein trinken, er ist sehr belebend.«

Joshua ließ es sich, zerstreut wie er war, gefallen, daß ihm das Belebungsmittel eingegossen ward; er schlürfte den selbst bereiteten Nektar der Schwestern, während diese ihn mit Verwunderung betrachteten. Er sah wie ein Mensch aus, dessen Geist für den Augenblick seine Gemeinschaft mit dem Fleische gelöst hat, der Körper war anwesend, aber die Augen sahen nicht, die Lippen sprachen nicht; er war mehr ein Automat als ein Mensch.

»Ich fürchte, er ist krank,« flüsterte Priscilla Deborah zu« »und kein Tropfen Branntwein im Hause.«

Joshua blickte auf und sah zwei Paar Augen in Angst und Sorge auf sich gerichtet.

»Ich bin bereit, mit Ihnen, liebe Freundinnen, am Schlusse dieses friedlichen Tages zu lesen und zu beten,« sagte er.

»Es war ein Tag, dessen man sich in Penmoyle

noch nach vielen Jahren erinnern wird!« rief die lebhaftige Priscilla.

In der ruhigen Einförmigkeit ihres Lebens war der Besuch eines Mannes wie Joshua Haggard in der That ein Ereigniß von hervorragender Wichtigkeit, dessen seltene Wiederholungen Marksteine in ihrer Erinnerung bildeten. Seit fünfzehn Jahren, d. h. seit der Zeit, wo er Wittwer geworden und es kein Unrecht war, ihn mit einem mehr individuellen Interesse zu betrachten«, als dasjenige, welches die Herde für ihren geliebten Hirten hegt, hatte sie seinem Bilde einen Altar in ihrem Herzen errichtet.

Joshua schlug feine Taschenbibel auf und las das zweite Kapitel des Buches Ruth; Cynthia saß demüthig auf ihrem gewohnten Platz an der Thür. In seiner Auslegung des Textes sprach er von jenem Instinkt des Herzens, den man Liebe auf den ersten Blick genannt hat, der aber mehr eine Inspiration, eine göttliche Fügung ist, welche dem Manne seine geeignetste Gehilfin zuweist. Er berührte in zarter Weise die Gunst, welche die schöne Moabiterin in den Augen des Fremden gefunden, wie ihr sein Herz beim ersten Blicke entgegenflog, noch ehe seine Knechte ihm ihre rührende Geschichte erzählt hatten. Er verweilte bei dem Segen einer solchen Verbindung und wie Gott diese Ehe mit der höchsten Ehre gekrönt

habe, denn aus diesem Stamm sei David, sein erwählter Diener, hervorgegangen.

Priscilla, deren empfindsame Seele durch Joshuas Betrachtung tief bewegt war, weinte heiße Thränen, und nachdem er das Gebet gesprochen, konnte sie sich nicht enthalten, ihrem Entzücken freien Lauf zu lassen.

»Lieber Mr. Haggard!« rief sie, sich ihm mit aufgehobenen Händen nähernd, »ich habe schon oft das Glück gehabt Sie zu hören, aber so eindringlich wie heute, waren Ihre Worte noch nie. Das härteste Herz hätte Thränen vergießen müssen,« fügte sie hinzu, in ihrer Aufregung es mit der anatomischen Richtigkeit ihres Bildes nicht allzu genau nehmend.

Joshua erröthete und sah die Miß Webling beinahe schüchtern an.

»Ich hoffte, die einfache Geschichte würde Ihre Theilnahme gewinnen, und freue mich daß dem so ist,« sagte er, »denn ich bedarf Ihrer verstärkten Gunst für meine Ruth.«

Er schlang seinen Arm um Cynthia und zog sie an seine Seite. Das hellblonde Kind schmiegte sich an ihn und sah halb schüchtern und halb mit Stolz zu ihren Herrinnen hinüber.

»Was?« rief Priscilla mit einem durchdringenden

Schrei. »Sie meinen doch nicht —«

»Ich bin gleich Boas,« sagte er« »und brauche nicht länger in Zweifel über mein eigenes Herz zu sein. Dieses Mädchen hat Gnade vor meinen Augen gefunden, wenn sie auch ein Fremdling ist. Gott schenkte sie mir an jenem Sommertage auf der Wiese von Springfield. Der Himmel hat mir, seit ich sie kenne, neue Gedanken und neue Hoffnungen gegeben. Ich bin mehr beglückt, sie gefunden zu haben, als wären alle Reichthümer, der Minen von Cornwall mir in den Schooß geschüttet worden. Möge Gott mir die Gnade geben, daß ich sie liebe und ehre und das Leben, das sie mir anvertraut hat, glücklich mache.«

»Sie wollen dieses Kind heirathen!« schrie Priscilla, in wilder Aufregung des Augenblickes heftig an ihrem Sammetstirnband zerrend. »Sie, ein gesetzter, verständiger Mann hoch in den Vierzigen dieses Hühnchen, das jünger ist als Ihre Tochter?«

»Bin ich nicht zu alt, einen Platz in ihrem Herzen zu finden, so frage ich nicht danach, wie jung sie ist. Um so süßer wird für mich die Pflicht sein, sie zu lieben und zu beschützen.«

Priscilla riß ihr Stirnband ab und warf es weg, unbekümmert um die kleine Trauerbrosche mit dem Silberhaar ihres verstorbenen Vaters hinter einem

kleinen Kristall, durch welche es auf ihrem geistvollen Kopfe befestigt war. Sie blickte wild um sich, ließ einen unterdrückten Schrei hören, es gurgelte in ihrer Kehle und sie sank convulsivisch schluchzend in das Sopha und wühlte die Hände in dessen Polster.

Zehn Minuten lag sie gurgelnd, schluchzend und dazwischen grell auflachend, während ihr kaltes Wasser ins Gesicht gespritzt ward, sehr zum Schaden ihrer Sonntagstoilette und des mit Zitz überzogenen Sophas.

»Sie hätten es ihr nicht so plötzlich sagen sollen,« sagte Deborah, etwas beschämt über den Ausbruch ihrer Schwester. »Sie hat sehr viel Gefühl. Der Schlag war zu stark für sie. Einen solchen Nervenzufall hat sie nicht gehabt, seit Vater starb.«

Priscilla erholte sich so weit, daß sie die Treppe hinauf geführt werden konnte; ehe sie das Zimmer verließ, warf sie einen mitleidvollen Blick auf den Prediger.

»Ich wäre die Letzte, die einen Schatten auf Ihr Glück werfen würde,« sagte sie, »ich dachte aber, Sie würden, niemals wieder heirathen. Ich dachte, Ihr Geist wäre hoch darüber erhalten, und wenn Sie es thäten, würde es nur eine Frau in einem für Sie passenden Alter und gleicher Bildung sein. Aber des

Menschen Herz ist ein Räthsel.«

Mit unterdrücktem Schluchzen ließ Priscilla ihr zerwühltes Haupt auf die Schulter der Schwester sinken und sich von ihr die Treppe hinaufführen, was bei der großen Enge derselben nicht ohne etliche Püffe und Stöße abging.

Dies war der Anfang des Unheils, das aus Joshua Haggards zweiter Heirath erwachsen sollte. Eine zweite Heirath ist der Schritt im Leben eines Mannes, an welcher seine Freunde und Angehörigen gewöhnlich den meisten Anstoß zu nehmen pflegen, und doch trifft ihn ganz allein die Verantwortlichkeit dafür, und ob er sich Freud oder Leid damit eingegossen, er muß allein den Becher leeren. Ob er sich an eine Furie kettet, welche ihm jeden Tag seines Lebens zur Hölle macht, ob er einen Engel gewinnt, der auf seinen Pfad den Sonnenschein häuslichen Glückes ausgießt und seine Pilgerfahrt zum Grabe so angenehm macht wie einen Gang durch einen blühenden Rosengarten, er und nur er allein trägt die Strafe für eine thörichte Wahl und erntet die Früchte für eine weise.

Fünftes Kapitel.

Wir sind heute im Liebeslande.

Eine schlaflose Nacht ließ das Licht der Vernunft durch die Wolken der Leidenschaft dringen, welche Miß Priscilla Weblings Sinn verdunkelt hatten. »Wenn Alles zu Allem kommt,« sprach die Vernunft, »so weißt Du recht gut, daß Du keine Hoffnung gehabt hast, Joshua Haggard zum Gatten zu bekommen, so passend eine solche Verbindung gewesen wäre, so glücklich Du ihn durch Deine Liebe und Deine Theilnahme an seinem Berufe gemacht haben würdest. Du weißt, daß Du geschaffen bist, die Frau eines Methodistenpredigers zu sein, aber seine Augen waren blind dafür, er konnte nicht durch den bescheidenen Schleier, in welchen das Magdthum Dich gehüllt hatte, blicken und dahinter das Bild des vollkommenen Weibes erkennen. Sein Blick, viel zu sehr beschäftigt mit höheren Dingen, um in irdischen das Richtige treffen zu können, ist durch die äußere Schönheit eines Kindes bestochen worden. Es ist an Dir, ihn zu bemitleiden und nicht ihm zu zürnen, daß er einen Irrthum begangen, den er ohne Zweifel theuer

zu bezahlen haben wird, wenn er sich in feuchte Bettbezüge legt oder Thee trinkt, der nicht mit springkochendem Wasser gemacht ist, oder Kartoffeln so hart wie ein Stein ißt und noch in hundert anderen Dingen die Mißgriffe einer unerfahrenen Hausfrau wahrnimmt, noch gar nicht zu gedenken, daß eine so junge Frau sehr leicht putzsüchtig und eitel sein kann und Nachmittags an der Thür steht, um zum großen Nachtheil ihres Haushaltes mit den Vorübergehenden zu schwatzen und sich bewundern zu lassen.«

Nach diesem ersten Selbstgespräch erschien Miß Priscilla Morgens beim Frühstück in ruhiger, würdevoller Haltung und lächelte Joshua sogar mit einer angenommenen Heiterkeit, die Elemente des Heroischen hatte, entgegen.

»Ich hoffe, Sie halten meine Wahl nicht für thöricht oder tadelnswerth,« sagte Joshua kleinlaut zu Miß Deborah, die ihn mit Speck und Kartoffeln versorgte.

»Lieber Mr. Haggard, eine Heirath ist eine Sache, die so ernst überlegt sein will, und eine zweite Heirath, wo erwachsene Kinder sind, ganz besonders, daß ich nicht wage, mich darüber zu äußern. Cynthia ist in ihrer Art ein sehr gutes Mädchen, es wäre unrecht von mir, wollte ich das nach der Art, wie sie mich vorigen Winter in meiner Krankheit gepflegt hat,

nicht anerkennen. Zwischen einem Dienstmädchen und der Frau eines Predigers, von der so viel verlangt wird, ist doch aber ein großer Unterschied.«

»Ich fürchte das nicht, wenn ich sie nur glücklich machen kann,« sagte Joshua. »In der Unschuld ihres Herzens hat sie mir ihre Liebe geschenkt; gebe mir Gott die Gnade, diese Liebe in den Tagen, die kommen, zu erhalten und zu stärken.«

»Sie hat viel Ursache, Ihnen dankbar zu sein,« begann Priscilla.

»Ich spreche nicht von Dankbarkeit,« unterbrach sie Joshua beinahe unwillig. »Sie hat mir ihre Liebe geschenkt; ich weiß nicht, weshalb ich so begnadigt bin, aber ich weiß, sie liebt mich. Es ist der reichste Lohn für alle meine Sorge und Mühe. Meine Arbeit ist mir nie lästig geworden, ich habe auch keinen thörichten Stolz auf mein Werk, aber die Summe desselben ist dem Himmel doch vielleicht wohlgefällig erschienen und hat mir dafür als Lohn Liebe und erneute Jugend bescheert, ein Leben, das wiederum beim zwanzigsten Jahre zu beginnen scheint. Ich fühle mich so jung wie an dem Tage, an welchem ich zum ersten Male in Penmoyle predigte — noch ehe eine Kapelle hier war — dort auf dem freien Platze vor der Wiese, über welcher man zu Mr.

Pambles Form geht.«

»Das sind vierundzwanzig Jahre her,« sagte Deborah. »Es war das Jahr, in welchem Vater starb, und die Schwester und ich gingen in neuen Traueranzügen durch die staubigen Wege, um Sie zu hören.«

Dieses Zugeständniß, war nach Deborahs Ansicht eine ebenso große Selbstaufopferung, als wenn sie über rothglühende Eisen gegangen wäre.

»Es war, ehe wir die Schule eröffneten,« fügte Priscilla hinzu, »zu der Zeit als uns die Leute die klugen Rathschläge gaben, wir sollten Stellen als Haushälterinnen annehmen, statt aus unseren Kenntnissen Vortheil zu ziehen.«

»Ich fühle mich so jung wie an jenem Tage — vor vierundzwanzig Jahren,« rief Joshua triumphierend.

Das war denn doch ein Liebesrausch, welcher den Miß Weblings gefährlich erschien, sie hielten es deshalb für ihre Pflicht, etwas kaltes Wasser darauf zu gießen.

»Ach,« seufzte Miß Priscilla, »wenn die arme Mrs. Haggard in ihrer langen Krankheit das hätte vorhersehen können, sie würde es doch recht hart gefunden haben. Es ist eine Gnade Gottes, daß wir nicht in die Zukunft zu blicken vermögen.«

»Ich werde nicht überstürzt handeln,« sagte Joshua den strafenden Einwurf unbeachtet lassend. »Ich hielt es für meine Pflicht, Sie unverzüglich mit meiner Absicht bekannt zu machen, es soll aber vorläufig Niemand weiter davon erfahren, nicht einmal mein Sohn und meine Tochter. Ich werde Cynthia noch eine Weile bei Ihnen lassen. Sie soll während vieler friedlicher Tage Zeit haben, über das mir gegebene Versprechen nachzudenken. Wenn irgend eine Veränderung in ihrer Gesinnung eintreten, wenn sie entdecken sollte, daß sie sich in ihren Gefühlen für mich geirrt hat, so bin ich bereit, sie frei zu geben. Ich werde ihr, ehe ich fortgehe, sagen, daß es nur eines Wortes von ihr bedarf, um das Band zwischen uns zu lösen. Bleibt sie fest bei dem Versprechen, das sie mir gestern Abend gegeben hat, so komme ich noch, ehe dieses Jahr zu Ende ist, um sie heimzuholen. Inzwischen weiß ich, daß Sie sie gütig behandeln werden und daß sie sich glücklich bei Ihnen fühlt.«

»Wir haben uns stets bemüht, unsere Pflicht gegen sie zu erfüllen,« erwiderte Miß Deborah ziemlich steif.

Sie konnte es Mr. Haggard doch nicht so leicht vergeben, daß er eine so absurde Wahl treffen gekonnt, während zwanzig Jahre der hochgebildete Geist und das reiche Herz ihrer Schwester vor ihm gelegen wie ein offenes Buch, ohne daß er Verstand genug gehabt,

darin zu lesen.

»Ich fürchte, die Veränderung in ihren Aussichten wird ihr zu Kopfe steigen und sie wird nicht mehr so gehorsam und pflichttreu sein, wie sie gewesen ist,« sagte Priscilla. »Wir können das unter den obwaltenden Verhältnissen kaum von ihr erwarten.«

»Ich glaube nicht, daß Sie einen Unterschied finden werden,« entgegnete Joshua, »sie ist Ihnen für Ihre Güte gegen sie aufrichtig dankbar.«

»Nur hat sich die Dankbarkeit gegen uns nicht in Liebe verwandelt,« bemerkte Priscilla scharf.

Cynthia brachte den Theekessel herein, um den Thee aufzugießen und trug ihn wieder hinaus, damit er am Herdfeuer heiß bleibe, mit einer Demuth, welche alle Befürchtungen ihrer Herrinnen Lügen zu strafen schien. Als Joshua nach beendigtem Frühstück in die Küche ging, um seiner Verlobten den Morgengruß zu bieten, fand er sie beschäftigt, den Anrichtetisch zu scheuern, und die eifrige Arbeit hatte das schöne junge Gesicht mit einer lebhaftesten Röthe geschmückt.

Sie legte die Scheuerbürste nieder und er nahm sie in die Arme und küßte sie. Der Kuß war väterlich in seiner sanften Innigkeit und doch der des Liebenden durch seine unterdrückte Leidenschaftlichkeit.

»Geliebtes Herz,« sagte er, sie in seiner Umarmung

haltend und mit zärtlichem Ernst in ihr Gesicht blickend, »ich verlasse Dich jetzt auf ein paar Monate. Ich gebe Dir Zeit, in Dein Herz zu blicken und Gewißheit darüber zu erlangen, ob die Liebe, von der Du gestern Abend sprachest, wirklich vorhanden und nicht eine kindische Phantasie sei, welche entschwindet, wie beim Erwachen die Erinnerung an einen Traum. Im Schläfe wandeln wir in einem schönen Garten und halten die Hand eines Freundes, der vielleicht längst todt ist, und wenn wir Morgens erwachen, ist von unserm Traum nichts, kaum die Erinnerung geblieben. Vielleicht ist es auch so mit Deiner Liebe für mich, Cynthia.«

»Nein, nein,« antwortete sie Ihm in die Augen schauend,« mit Lebhaftigkeit, »nein, diese ist ebenso wirklich wie Ihre Güte und Weisheit.«

»Cynthia, ich bin alt genug, Dein Vater zu sein, ich habe eine Tochter, die älter ist als Du.«

»Was hat das damit zu thun? Ich dachte nicht an Ihr Alter, als ich Sie zu lieben begann.«

»Wann begannst Du das, mein süßes Kind?«

»Als Sie von hier fortgegangen waren, fühlte ich, daß etwas aus meinem Leben verschwunden sei, und ich wußte, daß ich Sie sehr gern hatte, ich hätte aber vielleicht nie entdeckt, daß ich Sie liebe, wenn —«

Sie stockte, erröthete tief und spielte mit dem Zipfel ihrer Schürze.

»Wenn was, Theuerste?«

»Ich möchte es nicht gern erzählen, es ist so thöricht.«

»O bitte, sage es doch.«

»Der junge Mr. Price aus der »Aufgehenden Sonne« wollte mein Liebster sein. Er pflegte mich abzupassen, wenn ich Abends aus der Kapelle kam, folgte mir durch die Straße und blieb bei mir an der Gartenthür stehen, um mit mir zu reden. Als er mir dann sagte, er liebe mich und wolle mich heirathen, haßte ich ihn furchtbar, und da wußte ich, daß ich Sie liebe.«

»Und ich hoffe, Du gabst Mr. Price zu verstehen, daß Du Dir nichts aus ihm machtest?«

»O ja, ich sagte es ihm ziemlich unumwunden, was er sehr übel nahm, und Miß Priscilla meinte, es sei thöricht von mir, einen so guten Antrag auszuschlagen. Aber Sie haben keine Vorstellung, wie ich ihn haßte, als er mir von Liebe vorschwatzte.«

»Gott segne Dich, mein Liebling. Lebewohl, bis ich komme, mein junges Weib zu holen, oder bis Du mir eine Zeile schreibst, Du habest Dich anders besonnen.«

»Das werde ich nie schreiben,« erwiderte Cynthia

mit Ueberzeugung.

Mit diesen Worten küßten sie sich abermals und trennten sich.

Mit dem leichten Herzen der Jugend trat Joshua den Heimweg an, im Gehen sich die glückliche Zukunft ausmalend, die seiner und seinem bald durch Cynthia's süße Gegenwart verschönten Hause warte. Es schien ihm, als habe er noch nie gewußt, was weibliche Schönheit und Anmuth sei, ehe er die kleine Verlassene auf der Wiese gefunden, ehe er auf diese Locken von blassem Golde geschaut, ehe er die weißen Füße durch das klare Wasser scheinen gesehen, die zarte Gestalt betrachtet hatte, die in halb sitzender, halb liegender Stellung an dem begrasten Abhang lehnte.

Er überlegte, wie er das alte Haus ein wenig freundlicher für die neue Herrin machen könne. Der abgeschabte Teppich im Wohnzimmer mußte mit einem neuen vertauscht werden. Er wollte ein Harpsichord oder eins von den neuen Pianos, von denen die Leute sprachen, kaufen und Cynthia konnte lernen, die Melodien der Hymnen spielen. Er wollte einen hübschen Wagen mit zwei Pferden statt des alten Einspanners anschaffen, und wenn Jim erst gesetzter war und heirathete, was doch innerhalb der

nächsten sechs Jahre zu erwarten stand, so gedachte er sich vom Geschäft zurückzuziehen und ausschließlich der Kapelle zu widmen.

Auf dem Abhange des Hügels am oberen Ende von Combhaven lag ein Landhaus mit einem Garten, einem Springbrunnen und einer tief überhängenden Esche, das ihm so recht geeignet zum Wohnsitz für sich und sein junges Weib, ein viel passenderer Hintergrund für Cynthias reizendes Bild erschien, als das dem Ersten und Letzten gegenüberliegende gewöhnliche alte Haus. Und doch, wenn er sich die Sache ernsthaft ansah, war es ihm nicht möglich, dieses alte Haus zu verlassen. Mit ihm waren seine ersten Vorstellungen von der Heimat verwebt. In ihm war er geboren, in ihm hatten seine Eltern gelebt, in ihm waren sie gestorben. Nein, wenn Cynthia nur zufrieden damit war, so blieb er in dem alten Hause.

Und Judith? Welcher Aufnahme hatte sich die junge Frau von der steifen alten Jungfer mit den streng geschlossenen Lippen zu versehen? Judith mußte lernen, ihrer scharfen Zunge einen Zügel anzulegen und ihrem heftigen Temperament einen Dämpfer aufzusetzen. Seiner zarten Blume sollte kein rauher Wind zu nahe kommen.

»Ich werde Judith ein für alle Male zu verstehen

geben, daß sie sich gegen meine Frau gütig und freundlich zu benehmen hat,« dachte Joshua, »und ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie stets mich respektirt und mir gehorcht hat.«

Er hatte es indeß gar nicht eilig, seiner Schwester oder selbst seiner treuen Naomi Mittheilung zu machen von der wunderbaren Veränderung, die in sein Leben getreten war und ihn zu einem neuen Manne gemacht hatte. Er glaubte, dazu sei Zeit genug, wenn er sein junges Weib nach Hause bringe, hatte doch Niemand ein Recht, seine Wahl zu bemäkeln oder seine Weisheit anzuzweifeln.

Trotz aller dieser Argumente fühlte er sich doch etwas verlegen, als Naomi sich mit lebhaftem Interesse erkundigte, wie sich das von ihm auf der Springfelder Wiese gefundene Mädchen entwickelt habe.

»Hat sie sich gut geführt, Vater? Hat sie schon lesen gelernt?«

»Ja, liebe Tochter, sie hat bewundernswürdige Fortschritte gemacht.«

»Und ist sie noch ebenso hübsch wie damals als Du sie zuerst sahest mit den Füßen im Wasser sitzend und das Haar ihr aufgelöst über die Schulter hängend?«

Naomi's Phantasie hatte sich die Scene ausgemalt,

wie ihres Vaters dunkles Gesicht auf das im warmen Sonnenschein unter wilden Blumen sitzende blonde Kind hinabschaute.

»Mir scheint sie noch hübscher geworden zu sein.«

»Sie muß ein wunderliebliches Wesen sein, ich möchte sie wohl sehen. Wenn Sally sich verheirathete, könnten wir Cynthia als Magd nehmen, was meinst Du, Vater?«

»Dazu ist wenig Aussicht vorhanden, Naomi.«

»Daß Sally sich verheirathet? Das weiß ich doch, nicht, ich glaube, sie denkt daran,« erwiderte Naomi.

»Du wirst Cynthia kennen lernen, Naomi, und, wie ich hoffe auch lieben, aber sie kommt nicht als Magd zu uns. Die Natur hat sie zu etwas Besserem als zur Dienstbarkeit geschaffen, womit ich jedoch nicht sagen will, daß Dienen etwas nicht Ehrenwerthes sei oder daß nicht alle Männer und Frauen in den Augen ihres Schöpfers gleich wären. Ich glaube nur nicht, daß Cynthia geschaffen ist, um wie Sally zu arbeiten oder an Dingen Gefallen zu finden, die Sally erfreuen.«

»Du kannst ihr vielleicht eine bessere Stelle verschaffen, Vater, z. B. als Kammerjungfer.«

»Daß sie der Spielball der Launen einer vornehmen Dame würde! Das wäre eher schlimmer als besser.

Sorge Dich nicht um sie, Kind, bis Du sie erst näher kennen gelernt hast; ich habe meine Entschlüsse für die Gestaltung ihrer Zukunft bereits gefaßt.«

»Wie gut Du bist, Dich in dieser Weise eines armen verlassenen Waisenkindes anzunehmen, lieber Vater.«

»Es ist dabei mehr Selbstsucht als Güte im Spiel, Naomi, es hat mir Vergnügen gemacht, das Alles für sie zu thun.«

Weiter sprach er nicht mit seiner Tochter über Cynthia, es gewährte ihm aber Freude, daß Naomi ein herzliches Interesse an der Geliebten kundgegeben hatte, und er hoffte, Cynthia's Schönheit und Lieblichkeit werde sofort ihr Herz gewinnen, so daß beide sich einander eng anschließen und in ein schwesterliches Verhältniß treten würden. Es fiel ihm dabei gar nicht ein, daß Cynthia, die Empfängerin seiner Wohlthaten, in Naomi's Augen eine ganz andere Person wäre als dieselbe Cynthia, wenn er sie ihr als seine zweite Frau zuführte, und daß, je größer die Liebe seiner Tochter für ihn sei, um so stärker die Abneigung sein dürfte, seine Liebe mit einer Neuhinzukommenden zu theilen. Er war so glücklich, so sehr geneigt, alle Dinge von der heiteren Seite zu betrachten, daß er sich häusliche Mißhelligkeiten höchstens in einigen unliebsamen Aeüßerungen seiner

Schwester Judith, denen er bald ein Ziel zu setzen gedachte, vorstellen konnte.

Er war sehr glücklich. Es schien als sei seine Fähigkeit, volles, vollkommenes Glück zu genießen, nie zuvor geweckt gewesen. Wohl hatte er in seinem Leben Erfolge gehabt, wohl war ihm Alles glatt und leicht von Statten gegangen, aber der Regenbogen der Freude hatte noch nicht über kleinem Dasein geleuchtet. Hier und da hatte ein lebhafterer Farbenschein die nicht düstere, aber graue Einförmigkeit unterbrochen, jetzt war aber Alles Farbe und Licht. Er sah alle Dinge unter einem anderen Gesichtspunkte« von der Schönheit eines Traumes verklärt. Die Natur, welche er bis jetzt mit sanfter Freude betrachtet, riß ihn jetzt zu liebender Anbetung hin. Er dankte Gott, daß er ihn in eine so schöne Welt gesetzt, daß er ihm solch ein gesegnetes Erbe gegeben habe. Auf seinen täglichen Gängen wiederholte er beständig die Psalmen, welche Freude und Dankbarkeit athmen, die Lobgesänge, welche dem Triumphe und dem Entzücken des auserwählten Volkes Gottes Ausdruck geben. Sogar seine Gemeinde fühlte sich mit fortgerissen von dem Freudenstrom, welcher der Brust ihres Predigers entquoll.

Es war ganz natürlich, daß er in diesem Gemüthszustande auch für Oswald Pentreath und

seine Liebesqual ein menschliches Rühren empfand. Mit Beschämung und Schuldbewußtsein erinnerte er sich der Aeüßerung des Squires, wenn er Joshua heirathen wollte, würde er wohl nicht so lange warten, und sagte Oswald eines Abends in der Wildniß, die Hochzeit könne, wenn er das wünsche, schon zu Anfang des nächsten Jahres sein, vielleicht im März, wenn die Tage schöner würden und die Frühlingsblumen kämen.

»Jetzt, wo Ihr Vater seine Einwilligung gegeben hat, ist für mich weniger Grund vorhanden, Sie bis auf den Buchstaben bei Ihrem gegebenen Worte zu nehmen,« sagte er. »Sind Sie Ihrer Liebe für Naomi ganz gewiß — ganz gewiß, daß sie die Frau ist, die Sie allein aus der ganzen Welt für sich gewählt haben würden — so macht es wenig Unterschied, ob Sie sie im März heirathen oder im Juli.«

»Eine Veränderung meiner Gefühle ist nicht zu befürchten,« antwortete Oswald, »ich liebe sie von Tag zu Tag mehr und achte sie immer höher, je näher ich sie kennen lerne. Sie ist das edelste und beste Mädchen, das es giebt. Ich fühle mich im Vergleich zu ihr klein und schwach.«

Oswald hatte nichts Eiligeres zu thun, als Naomi mitzutheilen, seine Lehrzeit, wie er sich ausdrückte,

sei abgekürzt.

»Wir sollen Anfang März Hochzeit machen, Naomi, wenn die Frühlingsblumen die Erde schmücken, sollst auch Du in unser altes, düsteres Haus einziehen, um es zu verschönen. Mitsommer bin ich schon ein ehrwürdiger Ehemann. Ich muß meinen Vater zu bewegen suchen, daß er ein Gig kauft, an das wir Herne spannen und in dem ich Dich ausfahre.«

Naomi erröthete bei der Vorstellung, neben Oswald in einem hochrädrigen Gig zu sitzen, das von dem unzuverlässigen Thiere gezogen ward und manche bedenkliche Stöße und Schwankungen erlitt. Der Gedanke, mit ihrem Gatten, wie ein altes Ehepaar, in einem Gig zu fahren, brachte die bevorstehende Heirath ihrem Gesichtskreise näher, als alle poetischen Ergüsse ihres Geliebten im Stande gewesen waren.

»Wir müssen auch darauf bedacht sein, die alten Zimmer ein wenig freundlicher zu machen, ehe Du zu uns kommst,« fuhr Oswald fort, »Ein paar Mulden weißen Kalk für die Decken wird der Squire ja wohl daran wenden, und dann muß ich zusehen, was unser altes Hausmädchen, Phoebe, mit etlichen Ellen Kattun und Mousselin ausrichten kann. Sie ist eine vortreffliche Arbeiterin und hat ihre Arme noch einmal so lang ausgedehnt durch alles Reiben und

Poliren, das sie der Täfelung und den Möbeln angedeihen läßt. Ich sehe sie zuweilen um sechs Uhr Morgens, wenn ich einen frühen Ritt machen will, am Werke und wundre mich, warum sie sich so mit Zimmern abquält, die doch kein Mensch sieht. Ich glaube, das Putzen und Reiben ist eine religiöse Uebung bei ihr, wie es eine Sekte der »Schüttler« und »Springer« giebt, existiert vielleicht eine Sekte der »Reiber« und Phoebe gehört dazu.«

Naomi blickte ihn mißbilligend an. Selbst einer Sekte angehörend, verletzte es sie, daß über Angehörige einer anderen Sekte, mochten dies auch »Schüttler« und »Springer« sein, gescherzt wurde, auch diese handelten gewiß aus tiefster innerster Ueberzeugung, wenn deren äußere Kundgebung auch etwas Lächerliches hatte.

»Wenn Du nach der Grange kommst, wird die alte Täfelung einen Zweck haben,« sagte Oswald heiter, »sie wird als Spiegel dienen, um Deine fürstliche Schönheit zurückzustrahlen. Ich stelle mir immer vor, Du siehst den guten Agrippinas und Julias ähnlich, Naomi. Du weißt, es hat eine oder zwei tugendhafte Julius gegeben, obgleich die Mehrzahl den entgegengesetzten Weg zu wandeln vorzog, und hat es vielleicht auch eine keusche Agrippina gegeben, obgleich ich darüber nicht ganz sicher bin. Ich stelle

Dich mir aber immer als eine römische Dame vor mit goldener Stickerei an Deinen Gewändern und einem goldenen Diadem auf Deinem schwarzem Haar.«

Naomi hatte weder Tacitus, noch Gibbon gelesen und wußte von Rom nicht viel mehr, als daß der Apostel Paulus römischer Bürger gewesen sei und daß die Römer die Christen der ersten Jahrhunderte verfolgt hatten, sie verstand aber recht gut, daß Oswald ihre Schönheit preisen wollte, wenn er sie mit jenen römischen Damen von zweifelhaftem Charakter verglich.

Auch dieses Paar war sehr glücklich, wenn auch in einer ruhigeren Weise als Joshua. Die Zeit hatte doch bereits den ersten Schmelz der Neuheit von ihrer Liebe abgestreift. Sie hatten sich daran gewöhnt, sich als zu einander gehörig zu betrachten, auf einen gemeinschaftlich zurückzulegenden Lebensweg zu blicken. Oswald sah mit ruhiger Zufriedenheit in die Zukunft. Mit jedem Tage gewann er Naomi lieber, immer fester lehnte er sich an sie; er erkannte die Ueberlegenheit ihrer Natur über die seinige an und blickte voll Vertrauen auf die Rolle, die sie in seinem Leben spielen würde. Naomis Gefühle lagen tiefer und fanden selten einen Ausdruck in Worten. Sie konnte nicht scherzhaft von einer Liebe sprechen, welche das feierlichste Element ihres Lebens war. Sie dachte an

ihr Glück, an das hohe Geschenk, das der Himmel ihr in Oswalds Liebe gegeben, mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu. Wenn er sie nun nie geliebt hätte; wenn er ihr nun doch noch entrissen würde? Sie wagte sich nicht auszumalen, welche entsetzliche Wüste im ersteren Falle das Leben für sie gewesen sein würde, wie grausam zerstört es ihr im letzteren Falle sein müßte. Zuweilen rief sie sich den furchtbaren Tag zurück, an welchem der Sturm über Combhaven dahingebraust war und ihres Vaters starke Arme Oswald den beutegierigen Wellen entrissen hatten. Wenn er nun nicht gerettet worden wäre und sie ihn niemals kennen gelernt hätte! Sie war nicht Philosophin genug, um sich das Leben unter diesen anscheinend unmöglichen Bedingungen construiren zu können.

Tante Judith verhielt sich dem Brautpaare gegenüber in einer nichts weniger als liebevollen, zustimmenden Gemüthsverfassung. Nach ihrer Ansicht opferte ihr Bruder dem Baal, indem er seiner Tochter fünftausend Pfund gab, lediglich damit das irregeleitete junge Mädchen aus der ihr zukommenden Lebensstellung zu einem Stande erhoben werde, für welchen die Vorsehung sie nicht bestimmt hatte. Fünftausend Pfund, das machte, wie Tante Judith berechnete, zu fünf Prozent jährlich zweihundert und

fünfzig Pfund oder wöchentlich fünf Pfund, eine Division, durch welche die Größe der Summe in den Augen der guten Haushälterin nur um so ungeheuerlicher erschien. Die gesammten Kosten von Mr. Haggards Haushalt beliefen sich ja die ganze Woche selten über fünf Pfund, und Joshua gab all das Geld hin, um aus seiner Tochter eine vornehme Dame zu machen!

Der Gedanke an dieses Geldopfer lastete schwer auf Tante Judiths Seele. Als eine Art von Gegengewicht gegen die verschwenderische Mitgift ihrer Nichte fing sie an, in noch weit kleinerer Weise als bisher zu sparen. Nur drei Mal in der Woche kamen Puddings auf den Tisch, und wenn sie erschienen, so waren sie von der einfachsten, wohlfeilsten Art, Puddings, deren Rezepte das Entzücken sparsamer Hausfrauen sind, denn sie schreiben keine Eier und sehr wenig Butter vor und ergeben doch ein Gericht, das äußerst sättigend wirkt. Der Theetisch wurde womöglich noch spärlicher als früher besetzt und die gute Wirthin setzte dabei, um Butter zu sparen, ihrer Nichte und ihrem Neffen Syrup vor, den sie als Kinder wohl sehr gern gegessen, der aber jetzt ihrem Geschmack widerstand. Sie zählte den wöchentlichen Bedarf an Seife mit der größten Genauigkeit zu und war, was Soda anbetraf, eine wahre Despotin.

»Ich weiß nicht, was Ihrer Tante in den Sinn gefahren ist, Miß Naomi,« beklagte sich die tiefgekränkte Sally, »ich kann mir nicht ein Paar weiße Strümpfe für den Sonntag Nachmittag auswaschen, ohne daß sie mir Eitelkeit und Verschwendung vorwirft und mir Jesabel ins Gesicht schleudert, als ob ich das gottloseste Mädchen in ganz Combhaven wäre.«

Konnten diese kleinlichen Ersparnisse, so sehr das Behagen der Familie darunter litt, selbstverständlich den Verlust von fünftausend Pfund nicht einbringen, so empfand Tante Judith dadurch doch eine große Erleichterung für ihr schwer bedrücktes Gemüth. Sie hatte wenigstens das Bewußtsein, daß sie Alles that, um den Ruin aufzuhalten; sie kratzte die Butter von ihrem Brote und fühlte sich erhaben als häusliche Märtyrerin.

»Das wird ein schöner Staat werden,« grollte sie, »wenn sie erst verheirathet und ihre eigene Herrin ist und jährlich zweihundertfünfzig Pfund für ihren eigenen Gebrauch hat. Seidene Kleider mit Spitzen besetzt wird sie an Wochentagen tragen, und oft zu sehen werden wir sie hier wohl auch nicht mehr bekommen. Sie wird wohl auch nach der Kirche gehen, denn sie kann ja dort in dem großen Stuhl bei den vornehmen Leuten sitzen. Wenn ich Joshua wäre,

ich sähe meine Tochter lieber todt und begraben, als daß ich sie an einen feinen Herrn verheirathete der mit Geringschätzung auf uns herabsieht.«

Judith vermochte sich nicht von dem Gedanken loszumachen, daß Oswald im Grunde seines Herzens die Familie Haggard und Alles, was sie umgab, tief verachtete. Ihr beschränkter Geist konnte sich nicht in die Möglichkeit hineindenken, daß der Sohn eines Squires Handelsleute für seines Gleichen anzusehen im Stande sei, daß der Geruch von Seife und Talglichtern nicht ganz abscheulich sei für die Nase eines Herrn, der seine Briefe mit einem beinahe königlichen Wappen siegelte und einen Namen trug, der auf dem allerältesten Schilde in der Kirche eingegraben war. Sie war unfähig Oswalds leichten Sinn zu begreifen, für welchen Rang und Reichthum sehr wenig Werth hatten im Vergleich zu persönlichen Vorzügen, und der Befriedigung der eigenen Neigung Sie war überzeugt, Mr. Pentreath lache im Stillen über sie, wenn sein Benehmen äußerlich auch noch so höflich und respektvoll sei, er sei durchaus kein Bewunderer ihres Sonntagskleides, halte ihre Aussprache für ordinär, und sei Derjenige, welcher den unverschämten Eulenspiegel, Jim, ermuthige, wenn sie Thee eingieße oder das kalte Fleisch zum Abendessen austheile, Fratzen hinter ihrem Rücken zu

schneiden. Diese Ueberzeugung und ein allgemeines Gefühl des ihr durch die Mitgift von fünftausend Pfund zugefügten Unrechtes machten Tante Judith in dieser Zeit weder für sich selbst, noch für Andere zu einer angenehmen Gesellschaft.

Das junge Paar ließ sich aber durch die gallige Stimmung der alten Jungfer wenig anfechten und war glücklich nach seiner eigenen stillen Art. Die Nachmittagsspaziergänge wurden regelmäßig fortgesetzt. Naomi machte Fortschritte im Landschafts- und Blumenzeichnen und saß manche Stunde mit ihrem Stift beschäftigt, während Oswald zu ihren Füßen im Grase lag und ihr Marmion oder Ivanhoe vorlas.

In dieser Weise hatten die Liebenden sich auch an einem Augustnachmittage unterhalten. Oswald hatte soeben die erschütternde und dramatische Scene aus Walter Scotts romantischer Dichtung vorgelesen, wo Constance de Riverley sich gegen ihre mitleidslosen Richter erhebt. Seit etwa einer halben Stunde war eine unheilverkündende Stille in der Luft bemerkbar für Diejenigen, welche Sinn hatten darauf zu achten, aber Naomi war viel zu sehr von der Erzählung gefesselt worden, um die Anzeichen des herannahenden Gewitters zu bemerken, und Oswald, der sich von der schwülen Atmosphäre eigenthümlich bedrückt fühlte,

und etwas schläfrig las, hatte ebenfalls nichts davon wahrgenommen. Ein paar schwere Regentropfen, die gleichzeitig auf Naomi's Zeichnung und auf Oswalds Nase fielen, ließen sie auffahren.

»Es regnet!« rief der junge Mann, »und wie schwarz der Himmel aussieht. Wir bekommen ein Gewitter. Und Du in Deinem leichten Kleide, Naomi! Laß uns so schnell wir können, nach dem Hause laufen!«

»Nach der Grange?« fragte Naomi und sah dabei so erschrocken aus als hätte er ihr einen ganz furchtbaren Vorschlag gemacht.

»Warum denn nicht, mein Lieb? Nächsten Frühling wird sie ja Deine Heimat, ist es da zu viel, wenn sie Dir heute Obdach gegen das Unwetter gewährt?«

»Der Squire sieht es vielleicht nicht gern,« stammelte Naomi.

»Er wird sich im Gegentheil sehr freuen. Er hat, Deinen Vater und Dich nicht ausdrücklich eingeladen, ihn zu besuchen, denn wenn Ihr in Folge solcher Aufforderung kämet, wäret Ihr Gäste, er müßte Euch bewirthen und das geht durchaus gegen seine Grundsätze, kommst Du aber ganz unversehens, so ist ihm das höchst angenehm. Eile, liebes Herz, der Regen wird stärker, und horch, da war auch schon der

erste Donnerschlag.«

Es donnerte in der That und zwar so nahe bei ihnen, als wolle der Himmel selbst Naomi's Unentschlossenheit ein Ende machen.

»Welch einen drohenden Ton hat doch solcher Donner, Oswald,« sagte Naomi, als sie der kleinen Pforte zuliefen, die von dem Walde nach dem Wege zum Herrenhause führte.

»Ja, man kann sich vorstellen, der erste Mörder habe solchen Ton gehört, als er die Flucht ergriff. Es klingt wie die Stimme des Rache Gottes. Schnell, schnell, Naomi, sieh den furchtbaren Blitz!«

Sie hatten die Pforte erreicht und es lag nur noch ein breiter Rasenstreif zwischen ihnen und dem Hause. Da die Ochsen des Squire dafür sorgten, daß der Rasen immer hübsch kurz blieb, so hatten Oswald und Naomi keine Schwierigkeiten schnell darüber zu gelangen und das Kleid der letzteren war nur leicht vom Regen besprenkt, als sie das Haus erreichten.

Die Thür stand offen; Oswald führte seine Verlobte hinein und legte die Hand auf die Klinke an seines Vaters Zimmerthür, sie gab nicht nach; der Squire mußte ausgegangen sein und hatte wie gewöhnlich die Thür zu seinem Allerheiligsten verschlossen. Naomi ließ ihre Blicke verwundert durch die alte düstere

Halle schweifen. Es war das erste Mal, daß sie dieses Haus betrat, in dem sie leben und sterben sollte. Es war ihr, als sei dies ein sehr feierlicher Moment in ihrem Leben, dessen sie sich immerdar als den Beginn eines Lebensabschnittes erinnern würde. Fortan war dieses Haus für sie mehr als ein Punkt in einer ihr bekannten Landschaft, es war für sie die Verkörperung des Heimatgefühls.

Und wie wirkte der Anblick dieses Hauses auf sie? Die schöne gewölbte Halle mit der Täfelung von braunem Eichenholz, auf welchem eine Reihe Familienportraits hingen, die noch dunkler als das alte Eichenholz aussahen, die breite Treppe mit ihrer soliden Balustrade, das Pflaster von weißem und schwarzem Marmor, besaßen ohne Zweifel eine eigenartige Würde und Schönheit. Man fühlte man war unter einem Dache, das schon viele Generationen beherbergt hatte, gleichzeitig ward man aber durchfröstelt von einer namenlosen Oede und Leere. Ein Haus, in allen seinen Verhältnissen für die Bedürfnisse einer großen Familie und zahlreichen Dienerschaft berechnet, mußte einen trostlosen Eindruck machen, als Schauplatz des beschränkten Haushalts eines allein lebenden Geizhalses.

»Ich will Dir die Zimmer zeigen, die Du bewohnen wirst,« sagte Oswald und öffnete die Thür eines

großen Gesellschaftszimmers das lange kein menschlicher Fuß betreten zu haben schien und einen geisterhaften Anblick gewährte, als bewahre es alte Familiengeheimnisse und werde durch die Schatten der Vergangenheit düster gemacht. Es war lang und schmal, weiß und hellgelb gemalt, und diese zarten Farben, welche unter günstigen Umständen dem Gemache ein heiteres Ansehen gegeben haben würden, trugen in dem grauen Lichte des Gewitterhimmels nur dazu bei, es noch unheimlicher zu machen.

Sämmtliches Möbel war mindestens ein Jahrhundert alt. Naomi hatte noch niemals in ihrem Leben Tische mit solchen Spindelbeinen, solche schmale hochlehnige Stühle, überhaupt solche Geradlinigkeit und Dürftigkeit an Möbeln gesehen. Selbst ihrem unerfahrenem nur an die einfachste Einrichtung gewöhnten Auge fiel der Mangel an jeder Farbe, an jedem Schmuck auf, wenn man nicht die kleinen ovalen Spiegel und kristallinen Kandelaber als solchen bezeichnen wollte. Die ehemals seegrünen brokatnen Vorhänge waren zu einer neutralen Farbe verblichen, die Sitze und Lehnen der Stühle und Sophas starken in leinenen Ueberzügen; ein Buch oder Gemälde war nirgends zu erblicken.

Oswald beobachtete seine Braut und erwartete

irgend ein Zeichen der Bewunderung, denn er bildete sich ein, sie müsse doch von Zimmern entzückt sein, welche so viel größer und aristokratischer erschienen als die, in welchen sie ihr ganzes Leben lang gewohnt hatte.

»Es ist ein schönes Zimmer, nicht wahre Vierzig Fuß lang und achtzehn breit.«

»Es ist sehr lang,« war Alles, was Naomi zu sagen vermochte.

Oswald fühlte sich etwas unangenehm enttäuscht.

»Möchtest Du das Speisezimmer sehen?« fragte er.

»Sehr gern.«

Was sie auch zu sehen bekam, es mußte nach diesem gespenstischen Salon mit den kalten Wänden und der schauerlichen Oede wie eine Erlösung erscheinen.

Sie gingen quer durch die Halle nach dem Speisezimmer hinüber, wo Braun und Düsterteit an Stelle der gespenstischen Helle des Salons trat. Die Möbel waren hier ebenfalls schmucklos, es sah aber doch wohnlicher in den Zimmern aus, man empfand mehr das Dasein von Menschen, denn es ward täglich von dem Squire und seinem Sohn benutzt. Auf einem Tische an dem großen Fenster befanden sich Zeitungen, Bücher und Schreibmaterialien, in den

Ecken standen Peitschen und Spazierstöcke, auf dem großen alten Schenktisch befanden sich solide alte silberne Theegeschirre und darüber hing ein Portrait, das den gegenwärtigen Squire in der Blüthe seiner Jugend darstellte, als die Westen lang getragen wurden und »Wilkes und Freiheit« ein Parteiruf war. Ein Blitz zuckte über Naomis Gesicht als sie an das Fenster trat und hinausblickte auf den vor dem Hause liegenden sehr gut in Ordnung gehaltenen Garten, welcher von der dahinter liegenden Wildniß durch eine kurz geschorene Hecke getrennt war. In früheren Zeiten war auch der Rasenplatz durch die Scheere und Walze des Gärtners sammtartig gehalten worden, der Squire konnte aber nicht einsehen, was Gras für einen anderen Zweck haben sollte, als zur Weide zu dienen, und hatte es deshalb seinen Ochsen zum Verzehren an Ort und Stelle zur Verfügung gestellt.

Es war noch dunkler geworden; die Donnerschläge schienen den alten Kamin zu erschüttern, Regen und Wind fuhren wie böse Geister, welche auf dem Dache des Hauses ihr Wesen trieben, in Stößen durch den Schlot.

Naomi blickte mit großen, erschrockenen Augen nach dem Kamin, als habe sie dort das Hausgespenst gesehen.

»Welch unheimliches Geräusch,« flüsterte sie.

»Es ist nur der Wind, Liebste. Jetzt will ich Dir aber die Familienportraits zeigen und das Wohnzimmer meiner Mutter, das bald das Deinige sein wird. Ich halte es für das freundlichste Zimmer im ganzen Hause.«

Naomi athmete auf, daß sie nun endlich etwas Freundliches zu sehen bekommen sollte. Die Düsterteit des Speisezimmers hatte sie noch mehr bedrückt als die gespenstische Weiße des Salons.

Sie gingen die Treppe hinauf nach einer Galerie, welche die ganze Länge des Hauses einnahm; die langen, schmalen Fenster gingen sämtlich nach Westen, unter jedem befand sich ein tiefer Sitz von Eichenholz. Hier hingen die Familienportraits von dem gewöhnlichen Schlage und dazwischen See- und Fruchtstücke, Schlachtenbilder und auch etliche holländische Stillleben. Ferner standen hier einige alte große Porzellanvasen mit getrockneten Rosenblättern gefüllt, welche einen Duft ausströmten, der daran gemahnte, daß die Hände, welche einst diese Rosen gepflückt, jetzt Staub und Asche wären.

Von hier aus führte Oswald seine Braut durch eine Reihe unbewohnter Zimmer, welche aber der Fleiß der unermüdlichen Phöbe im besten Stande erhielt. Das

Zimmer seiner Mutter war wirklich das hübscheste von allen, die Naomi bis jetzt gesehen hatte. Die weißen Wände waren durch Guirlanden von Früchten und Blumen in erhabener Arbeit geschmückt, das alte Möbel weiß lackiert, mit Goldstreifen eingefasst und mit geblühtem Stoffe überzogen; an jeder Seite des Kamins stand ein schmaler altmodischer Bücherschrank, zwischen den Fenstern befanden sich Glaskästen mit heimischen Seegräsern und Muscheln, welche die junge Frau des Squires in den langen Tagen ihres müßigem unausgefüllten Lebens gesammelt hatte.

Naomi ging schnell zu den Bücherschränken, um die darin enthaltenen Schätze zu mustern; vieles davon kannte sie nicht einmal dem Namen nach. Da waren Spenser, Cowley, Waller, Dryden, Prior, Pope in weißen vergilbten Bänden mit Goldschrift auf den Rücken. Die Essayisten in einer netten Duodez-Ausgabe, Richardsons umfangreiche Romane in dünnen braungebundenen Octavos. Naomi las mit dem lebhaftesten Interesse die Titel, es war ihr, als sei ihr mit dem Anblick dieser Bücher der Eintritt in eine Wunderwelt gestattet, von der bisher nur ein schwacher Schein zu ihr gedrungen in der Gestalt des »Taschen- Magazin« und einem Foliobande von Milton mit furchtbaren Bildern von Sünde, Tod, Satan

und seinen bösen Geistern, welche sie in ihrer Kindheit schaudernd zu betrachten pflegte, und jenen Büchern theologischen und erbaulichen Inhaltes, welche die kleine Bibliothek ihres Vaters ausmachten.

»Was sind das für hübsche Bücher!« rief Naomi hochofren.

»Sie gehörten sämtlich meinem Großvater und kamen nach dessen Tode an meine Mutter; sie las sehr gern und liebte besonders die Dichter.«

»Ich wußte gar nicht, daß wir so viele Dichter haben. Pope und Spenser kannte ich wohl, von den andern habe ich aber nie etwas gehört, warum hast Du nie davon gesprochen?«

»Weil sie todt sind und dem Schattenreiche angehören; Byron hat sie der Vergessenheit anheimfallen lassen. In alten Bibliotheken führen sie noch eine Art von Fossilien-Leben wie die Fliege im Bernstein. Ihre Musik war süß bis zum Uebelwerden, ihr Lieben und Leiden so unwahr wie ihre Perrücken, sie sind die Poeten der Periode der Schönplästerchen und des Puders.«

Er zog einen Band von Waller hervor und las die »Verse an Amoret«, jene elegante Entschuldigung für ein gleichzeitiges Verliebtsein in zwei Frauen.

»Amoret — ein gut' Gericht,

Köstlicheres giebt es nicht,
Kaum gekostet, schon verleiht
Leben es und Freudigkeit.

Sacharissa's Schönheit — Wein,
Süßen Wahnsinn flößt er ein;
Dem Trank widerstehen kann
Hier auf Erden nie ein Mann.«

»Keine ganz üble Definition der Liebe, die befriedigt, und der, welche berauscht, findest Du nicht, Naomi?« fragte Oswald, als er das Buch zumachte. »Jene Poeten der Zopfzeit machten die Liebe zu einer Wissenschaft. Du bist meine Amoret und hast mir Leben und Freudigkeit verliehen.«

»Ich hoffe, Du werdest nie Deiner Sacharissa begegnen,« erwiderte Naomi ernst, »da es wirklich scheint, als könnten Dichter zwei Frauen mit einem Male lieben.«

»Liebe Naomi, diese Verse sind in Zeiten geschrieben, als die Poeten Stutzer und Hofleute waren und es für sie zum guten Ton gehörte, ebenso oft eine neue Geliebte zu haben wie ein neues Kleid. Es war eine komödienthätige, durch und durch unwahre Zeit und doch gab es auch unter der Regierung Karls des Zweiten wahre Liebe und gebrochene Herzen; in den Dichtern aus Karl Stuarts Tagen findest Du aber

keine Spur davon.«

»Ich fürchte, ich bin nicht gebildet genug, um diesen Dichtern Geschmack abzugewinnen.«

»Aber meiner Mutter Zimmer gefällt Dir doch?«

»Es ist lieblich.«

»Wie mich das zu hören freut. Von nächstem März an wird es das Deinige sein.«

»Oswald, ich habe mir Mühe gegeben, mir dieses Haus als meine künftige Heimat vorzustellen, aber ich weiß nicht, welch seltsames Gefühl mich überkommt, ich kann mir nicht denken, daß ich je hier wohnen werde, ich vermag mir kein Bild meines neuen Lebens zu machen. Es scheint mir Alles so fern, so schattenhaft, just wie meine Vorstellungen vom zukünftigen Leben, das mir weder mein eigener Glaube, noch meines Vaters Lehren als etwas Wirkliches, Sichtbares vor mein geistiges Auge zu stellen vermocht haben. Ich muß eine sehr schwache Einbildungskraft besitzen.«

»Vielleicht hast Du zu viel Verstand dazu, Naomi, Du kannst Deiner Phantasie nicht leicht den Zügel schießen lassen. Wenn Du an Dich denkst, so bist Du Naomi Haggard, die in ihres Vaters Haus in Combhaven lebt, und Du vermagst Dir nicht vorzustellen, daß Du im nächsten Jahre Naomi

Pentreath heißen und alleinige Gebieterin dieser alten, öden Zimmer sein wirst. Mit Deinem Einzuge in dieses Haus, Geliebte, wird sich Alles ändern, selbst mein Vater sieht Deinem Kommen mit freudiger Erwartung entgegen.«

»Es ist sehr gut. Wäre es nicht thöricht und sogar gottlos, solchen Gedanken Raum zu geben, so glaubte ich, mein Gefühl sei eine Ahnung, daß Gott mir das glückliche Leben, das Du mir ausmalst, nicht beschieden habe. Das Gefühl drängt sich mir heute so unabweislich auf, es drängt sich zwischen mich und mein Glück, wie sich die Wolken heute zwischen uns und den Tag gedrängt haben.«

»Naomi!«

»O« es ist ja nur, weil ich Dich so innig liebe, Oswald! Ich kann mir nicht denken, daß der Himmel wirklich beschlossen habe, mich mein Leben lang so glücklich werden zu lassen, daß mir keine Leiden, keine Prüfungen zu Theil werden sollten. Man hat mich gelehrt, unsere Reise durchs Leben führe über dornige Pfade — es ist zu viel, daß Du mir Deine Liebe in ihrer ganzen Fülle geschenkt haben sollst, ich kann das von der Vorsehung nicht erwarten.«

»Du bist in einem düstern Glauben erzogen, liebste Naomi. Glaubst Du wirklich, die Vorsehung sei

wahrer Liebe nie gnädig gewesen, habe vor unserer Zeit noch niemals einer glücklichen Verbindung gelächelt? Es giebt alte Männer und Frauen, die sich vor fünfzig Jahren ebenso treu geliebt haben, wie wir uns heute lieben, und Hand in Hand des Lebens Höhe erstiegen haben und wieder ins Thal hinunter gewandert sind. Ich glaube, die Vorsehung hat den Willen, uns glücklich zu machen, die Menschen selbst sind es nur, welche sich die Leiden und Schmerzen schaffen.«

Die harte Stimme des Squires scholl in diesem Augenblick aus der Halle herauf und machte dem Gespräche ein Ende. Oswald führte seine Verlobte hinunter, um ihren künftigen Schwiegervater zu begrüßen, der im Regen von einer abgelegenen Farm herangeritten war und mit Hilfe des alten Dieners seinen Rock und seine Stiefel auszog.

Er unterbrach sich in dieser Thätigkeit, um Naomi mit einem Kusse zu begrüßen.

»Wir wurden während wir im Walde zeichneten, vom Gewitter überrascht, Vater, und ich habe Naomi schnell hierher geflüchtet,« erklärte Oswald. »Ich habe ihr das Wohnzimmer meiner Mutter gezeigt.«

»Seht recht, es wird das ihrige sein, wenn sie verheirathet ist. Sie wird dort ihre Haushaltungsbücher

führen und nähen. Nicht wahr, liebe Tochter? Meine Hemden und Kravatten sind in einem erbärmlichen Zustande, es wird ein wahrer Segen sein, wenn eine geschickte junge Frau sie in Ordnung bringt. Welch ein schauerhaftes Gewitter! Es wird dem Getreide, das noch nicht eingebracht ist, sehr viel Schaden thun und dann haben meine Pächter zu Weihnachten wieder eine Entschuldigung, mit der Rente im Rückstande zu bleiben.«

»Ich glaube, der Regen hat aufgehört,« sagte Naomi durch die offene Thür blickend, schüchtern, »und ich muß nach Hause zum Thee.«

»Darum brauchen Sie nicht fort. Oswald kann Ihnen eine Tasse Thee bringen lassen,« erwiderte der Squire in einem Anfall von Gastfreiheit.

Naomi erklärte jedoch, ihr Vater würde sich über ihr Ausbleiben beunruhigen, und da das Gewitter wirklich ausgetobt hatte, brachte sie Oswald nach Comhaven zurück.

Sechstes Kapitel.

Sie ist meine Frau.

Der September ging zu Ende. Die Erntefeste waren vorüber und man hatte in Comhaven die Empfindung, der Winter stehe vor der Thür und Wollenstoffe würden bald die einzige angemessene Tracht abgeben. Die Küchenfeuer nahmen in der Dämmerung einen traulicheren Schein an, zur Theezeit zeigte sich an den Wänden und Decken der Zimmer ein röthlicher Schimmer, der von einem leichten Feuer im Kamin herrührte und viel dazu beitrug, das Behagen jener Dämmerstunde zu erhöhen, in welcher auch die emsigste Hausfrau ihre Arbeit bei Seite legt und für eine kurze Spanne Zeit die Hände in dem Schoß faltet in dem tugendhaften Gefühl, sie habe die Ruhe wohl verdient und dürfe sich derselben hingeben und dabei gleichzeitig den Ruf und die Aussichten ihrer Nachbarn einer Kritik unterziehen oder über die in den Lokalblättern berichtete schauderhafte Mordthat oder die darin ebenfalls enthaltenen Hofnachrichten ihre Verwunderung äußern.

Joshua hatte während dieser stillen Herbsttage wiederum eine Reise unternommen, ohne seiner Familie über Ziel und Zweck derselben viel mitzutheilen; er hatte sich mit der Angabe begnügt, eine Geschäftsangelegenheit rufe ihn von Hause fort und er werde etwa eine Woche fern bleiben.

Judith war durch diese Verschlossenheit nicht wenig verletzt.

»Ich weiß gar nicht, was über Deinen Vater gekommen ist,« sagte sie zu Naomi. »Seit er zu der Einweihung von Wilds Kapelle gereist ist, kommt er mir wie ausgewechselt vor, es ist gar nicht mehr derselbe Mann. Und dabei weiß ich nicht, was ihm daran so zu Kopfe steigen konnte, die Aufforderung war gar keine so große Ehre für ihn — der Ort liegt am Ende der Welt und die Leute sind dort so unwissend wie die Negersklaven.«

»Ich kann keine Veränderung an Vater bemerken,« erwiderte Naomi, »er ist ganz ebenso gut und besorgt für Andere wie immer. Wenn eine Veränderung mit ihm vorgegangen ist, so scheint er mir nur noch liebevoller geworden zu sein.«

»Ach,« rief Judith verdrießlich, »mit verliebten Mädchen nützt es ja gar nicht, zu reden. Man verschwendet nur seine Worte. Du hast für keinen

Menschen Augen und Ohren, als für Deinen Geliebten. Wenn Du im Geschäft wärest, würde Dir die Veränderung an Deinem Vater auffallend genug sein; die Hälfte der Zeit gehen seine Gedanken spazieren.«

»Er denkt vielleicht an seine Predigten, Tante.«

»Das that er doch sonst niemals, wenn er hinter dem Ladentische stand.«

Naomi konnte keine andere Erklärung geben. Es war ihr in letzterer Zeit vorgekommen, als sei ihr Vater gütiger und liebevoller gegen sie als seit Jahren, und sie hatte sich zurückversetzt gefühlt in die Tage der Kindheit, wo sie auf vielen seiner Gänge seine Begleiterin gewesen war und harmlos mit ihm geplaudert hatte. Er hatte sich mit Theilnahme in ihre Gefühle für Oswald versenkt, hatte mit ihr über ihre Zukunft gesprochen und war gegen Oswald selbst voll Wohlwollen und Nachsicht gewesen. Ihr Vaterhaus war ihr nie angenehmer ihr Leben nie glücklicher erschienen als während der letzten drei Monate. Es lag vielleicht mit an diesem Umstande, daß sie es sich so schwer vorstellen konnte, daß der Schauplatz ihres Lebens aus diesem freundlichen Heim in die düstere Vornehmheit der Grange verlegt werden sollte.

Joshua war jetzt zehn Tage abwesend und Tante

Judith erging sich in bitteren Betrachtungen über diesen Mangel an Zuverlässigkeit.

»Einen Fremden läßt er predigen und unser letztes Faß Butter ist auch beinahe leer. Wenn das keine Veränderung an Deinem Vater ist, so weiß ich nicht, was das Wort bedeutet. Manche Menschen können aber die Worte nach allen Seiten drehen, man brauchte ein besonderes Wörterbuch, um sie zu verstehen!« rief die besorgte Geschäftsgenossin aus, als sie und Naomi im Scheine eines Kaminfeuers am Spätnachmittage beim Thee saßen.

Sie waren Beide allein, denn Jim war nach Barnstaple gegangen, um Waaren einzukaufen. Er streifte die Puppe des Flegelthums jetzt allmähig ab und legte eine Befähigung und ein Interesse für das Geschäft an den Tag, was der Tante als Krone der Männlichkeit galt. Er war scharf, energisch, sehr praktisch und mehr auf den Gewinn bedacht, als seinem Vater lieb war, dabei aber doch ein guter, weichherziger Bursche.

»Vater kommt vielleicht heute Abend,« sagte Naomi beschwichtigend.

»Ganz dasselbe hast Du gestern und vorgestern auch gesagt. Kommt er nicht heute oder morgen, so kann Sonntag kein Gottesdienst sein, denn Mr.

Scrupel hat ihm nur versprochen, ihn für einen Sabbath zu vertreten. Das wird ein schönes Aergerniß geben. Dein Vater kann ja in Comhaven das Haupt nicht wieder erheben.«

»Ich bin überzeugt, mein Vater wird keine Pflicht verabsäumen.«

»Meinst Du? Und was wird aus unserem frischen Faß Butter? Wo das herkommen soll, möchte ich wohl wissen. Ich kann es mir nicht unternehmen, danach nach Irland zu schreiben.«

»Du hättest immerhin schon ein Faß bestellen können.«

»Nein, so etwas unterstehe ich mir denn doch nicht, ich würde schön ankommen, wenn die Butter zufällig ranzig ausfiele. Vernachlässigt Dein Vater sein Geschäft, Naomi, so muß er die Folgen davon tragen und kann Sabbath kein Gottesdienst sein —«

»Es wird Gottesdienst sein!« unterbrach sie Naomi vom Stuhl aufspringend, denn draußen hörte man einen Wagen vorfahren. »Da kommt Vater.«

»Es fährt ja um diese Zeit gar keine Kutsche hier durch, Kind, mit der er ankommen könnte. Herr mein Gott schätze und bewahre uns, was bedeutet denn das? Es ist ja eine Postchaise mit einem Koffer oben darauf!« rief Tante Judith. »Dein Vater nahm nichts

mit als einen Reisesack und müßte ja nicht richtig im Kopfe geworden sein, wenn er mit Extrapost käme.«

»Vielleicht ist er krank geworden!« schrie Naomi erschreckt. Die Erscheinung einer Extrapost war ein Ereigniß, das eine ganz besondere und aller Wahrscheinlichkeit nach unheilvolle Bedeutung haben mußte.

»Es muß ein Irrthum sein,« sagte Tante Judith, ihrer Nichte in den Hausflur folgend. »Aber nein, da steigt ja Joshua aus, und es fehlt ihm nicht das Geringste«, fügte sie mit so ärgerlichem Ton hinzu, als wäre es ihr lieber gewesen, ihren Bruder mit gebrochenen Füßen aus dem Wagen tragen zu sehen.

Joshua kam den Seinen in dem halb dunklen Hausflur mit einem eigenthümlichen Ausdruck entgegen, eine Art scheuer Triumph, eine gewisse Beschämung über ein allzu großes Glück spiegelten sich aus seinem dunklen Gesichte. Er zog Naomi an sich und küßte sie mit einer Wärme und Innigkeit, wie er es nach einer so kurzen Abwesenheit noch nie gethan.

»Wie geht es meiner lieben Tochter?« fragte er.

»Sehr gut, Vater, und sehr erfreut, Dich wieder zu haben.«

»Unsere irische Butter ist beinahe alle,« tönte Tante

Judiths Stimme vorwurfsvoll aus dem dunklen Hintergrunde.

»Ach, Judith, bist Du da? Laß Dir um die Butter keine grauen Haare wachsen, die wollen wir schon herbeischaffen,« erwiderte Joshua, indem er wieder nach der Chaise ging.

»Vor Ende nächster Woche kannst Du mit all Deiner Geschicklichkeit kein frisches Faß bekommen. Ich dachte mindestens, Du hättest einen Fuß gebrochen, weil Du in einer Extrapost nach Hause kommst,« fügte Judith hinzu.

»Ich kam in der Extrapost, weil ich noch Jemand mitgebracht habe,« antwortete Joshua ruhig.

Er hob eine zarte« mädchenhafte Gestalt mit einem großen runden Hut, der mit einem breiten weißen Bande festgebunden war, aus dem Wagen. Naomi sah im Zwielight süße blaue Augen bittend auf sich gerichtet und einen kleinen Rosenmund leicht beben. Sie glaubte in ihrem Leben noch keine so blumengleiche Schönheit, nicht etwas so Liebliches und Zartes in Gestalt und Farbe gesehen zu haben.

Joshua legte die Hand der Fremden in seinen Arm — und führte sie durch den Hausflur in das vom Scheine des Kaminfeuers beleuchtete Wohnzimmer. Judith drückte sich, als sie an ihr vorbeiging, gegen

die Wand des Hausflurs, als gälte es einem Gespenste auszuweichen; Naomi folgte ihrem Vater in der größten Spannung.

»Ich habe Dir eine Freundin und Gefährtin mitgebracht, Naomi,« begann Joshua, als sie sämmtlich in dem Wohnzimmer waren, denn auch Judith war ihnen automatengleich, wie Hamlet dem Geist, gefolgt. »Ich habe Dir ein Wesen mitgebracht, das Du um meinetwillen lieben mußt.«

»Hast Du dieses junge Frauenzimmer mitgebracht, damit es im Geschäft mit thätig sei, so kannst Du ihr die Ellenwaaren-Abtheilung sogleich gänzlich übergeben, ich will dann lieber gar nichts mehr damit zu thun haben!« rief Tante Judith furchtbar in ihrem Zorne.

»Ich habe sie mitgebracht, damit sie den ersten Platz in meinem Hause einnehme, wie sie ihn in meinem Herzen bereits inne hat,« antwortete Joshua. »Dies ist Cynthia Haggard, meine Frau.«

Bleich vor Schrecken, mit weit aufgerissenen Augen starrten Tochter und Schwester den Prediger an. Seine ruhige Ankündigung ging so weit über die Grenzen dessen hinaus, was sie für möglich gehalten hatten, der Gedanke, Joshua könne zu einer zweiten Heirath schreiten, war ihnen selbst in ihren wildesten

Träumen nicht gekommen, so daß Tante und Nichte sprachlos waren. Beide fürchteten, Joshua habe den Verstand verloren, es schien ihnen weit wahrscheinlicher, er spreche und handele unter dem Einflusse eines feindlichen Dämons, als daß, was sie sahen und hörten, Wirklichkeit und diese zarte Mädchenblume des ernstest Predigers zweite Frau sein könne.

Erstaunt über die durch seine Worte hervorgebrachte Bestürzung blickte Joshua von Einer zur Andern. Da er sich nun einmal in den Gedanken hineingelegt hatte. Cynthia sei die geeignetste, passendste Gehilfin, welche Gott für ihn, wie Eva für Adam geschaffen habe, war es ihm gar nicht in den Sinn gekommen, andere Leute könnten Anlaß nehmen, sich über seine Wahl zu verwundern. Ihre Jugend und Schönheit waren Segnungen des Himmels, die mit dem freien Geschenk ihrer Liebe ihm verliehen worden waren. Sie liebte ihn, sie hatte ihn erwählt, freudig, willig hatte sie sich in seine Arme geschmiegt und ihm eine Liebe geweiht, die beinahe Anbetung war. Sie hatte die zwischen ihnen gähnende Kluft der Jahre überbrückt, war an seine Brust geflogen wie der Vogel in's Nest. Durch ihre freie Wahl hatte sie die Kühnheit der seinigen gerechtfertigt. Hatte nun ein Anderer das Recht, die

Jahre zu zählen und das Unpassende in dieser Verbindung zwischen der Jugend und dem reifen Alter hervorzuheben, da sie es doch nicht gethan?

Er war unwillig, daß seine Tochter ihn mit einem solchen stummen Ausdruck maßlosen Erstaunens anstarrte. Von Judith hatte er nichts Anderes als Auflehnung erwartet, ihr Benehmen machte deshalb weiter keinen Eindruck auf ihn.

»Du hast kein sehr warmes Willkommen für meine Frau, Naomi,« sagte er mit unterdrücktem Zorn. »Ich hätte, wenn nicht von Deiner Liebe, so doch von Deinem Pflichtgefühl mehr erwartet.«

»Vergieß mir, Vater,« antwortete Naomi mit einem Blicke unsäglichen Schmerzes. Die bestimmte Anrede ihres Vaters hatte ihr jetzt die Ueberzeugung verschafft, daß Alles, was sie höre und sehe, kein Trugbild ihrer Phantasie, sondern Wahrheit sei. »Ich war so erstaunt, daß ich nicht sprechen konnte.« Dann ging sie hin zu Cynthia, reichte ihr die Hand und sagte sanft: »Ich freue mich, Sie zu sehen.«

Cynthia nahm die ihr dargereichte Hand, die kalt wie Eis war, beugte sich darauf nieder und küßte sie.

»Es thut mir sehr, sehr leid, daß Sie so überrascht worden sind,« sagte sie unter Thränen. »Ich bat Mr. Haggard, Sie vor unserer Heirath davon in Kenntniß

zu setzen, er hielt es aber für besser, dies nicht zu thun.«

»Ich glaubte, meine Heirath würde eine angenehme Ueberraschung für meine Tochter sein, sie werde sich freuen, zu wissen, daß, wenn sie mich verläßt, ich Jemand habe, der für mich sorgt —«

Hier erleichterte sich Tante Judiths übervolle Brust durch einen Seufzer.

»Daß ich ein junges, heiteres, angenehmes Wesen zur Gefährtin habe.«

Tante Judith stieß einen zweiten, noch lauterem Seufzer aus.

»Im Uebrigen hatte ich von Niemand die Erlaubniß oder Einwilligung zu meiner Heirath einzuholen. Und jetzt, Judith, hast Du vielleicht die Güte und besorgst Thee für uns, während ich hinausgehe und den Postillon abfertige. Wir hatten eine lange Fahrt von Barnstaple. Naomi führe Cynthia hinauf und hilf ihr Hut und Mantel ablegen. Mein Zimmer ist wohl in Ordnung?«

»Es ist in Ordnung für *Dich*,« erwiderte Judith, »ob es freilich für Mrs. Haggard gut genug sein wird, weiß ich nicht.« Sie legte eine so tiefe Gehässigkeit in den Ton, mit dem sie diesen Namen aussprach, daß ihr eine große Fertigkeit in der Kunst der Tonmalerei

kaum abzusprechen gewesen wäre. »Sie ist es vielleicht besser gewöhnt; ich hätte mir eigentlich denken können, was im Werke war, als Du neuen Sitz zu Fenster- und Bett- — Bettvorhängen anschafftest.«

»Was gut genug für mich ist, ist es auch für meine Frau,« entgegnete Joshua, der lieblichen Gestalt, die soeben mit Naomi das Zimmer verließ, zärtlich nachschauend. »Bitte, Judith, sei gut, spute Dich, laß uns einen ordentlichen Thee haben mit Schinken und Eiern oder sonst etwas Derbem. Cynthia hat nicht recht zu Mittag gegessen.«

»Cynthia!« wiederholte Judith, als erwache sie plötzlich aus einem Zustande halber Geistesabwesenheit. »Ist das nicht der Name des jungen Mädchens, das Du auf der Wiese gefunden hast?«

»Ganz recht!«

»Und Du hast dieses Frauenzimmer — eine Landstreicherin, eine Dienstmagd, geheirathet?«

»Ich habe ein liebliches, unschuldiges Mädchen geheirathet, welches die Vorsehung bestimmt hat, der Schmuck und Segen meiner späteren Jahre zu sein. An jenem Tage auf der Wiese hat Gott sie mir bescheert, denn sie liebte mich von jenem Zusammentreffen an und ich weiß nicht, ob nicht auch meine Liebe zu ihr

schon damals erwachte. Meine Gedanken haben sich seitdem unausgesetzt mit ihr beschäftigt, obgleich ich erst seit diesem Sommer weiß, wie lieb sie mir geworden ist. Judith, Du siehst mich an, als redete ich in einer fremden Sprache.«

»Du könntest ebenso gut hebräisch reden, so, wenig verstehe ich Dich,« antwortete Judith. »Indeß Du hast Dein Bett gemacht und mußt zusehen, wie Du darin schläfst. Du sagst, Du brauchest meine Erlaubniß oder Einwilligung nicht, die braucht nie ein Mann, wenn er sich zum Narren machen will, das ist bei den meisten Leuten ein Akt des freien Willens.«

»Judith, wenn Du glaubst, ich lasse mir in einer mich so nahe berührenden Angelegenheit Unarten und Beleidigungen gefallen, so bist Du im großen Irrthum,« rief der Prediger streng und finster. »Die schlimmsten Feinde, die ein Mensch haben kann, sind die, welche er im eignen Hause beherbergt. Ich will keinen Feind haben, der mein tägliches Brod und mein tägliches Gebet teilt. Sollen wir Beide noch ferner mit einander hausen, so mußt Du meine Frau lieben, wie Du mich liebst. Sie ist ein Theil von mir, der freundliche, bessere Theil. Eine Beleidigung gegen sie ist eine doppelte Beleidigung gegen mich und ich werde sie doppelt schwer strafen. Und nun, Judith, gieb mir die Hand und nimm meine Worte zu

Herzen, oder suche Dir noch heute Abend ein anderes Obdach. In meinem Hause soll Niemand leben, der meiner Frau feindlich gesinnt ist.«

»Das ist eine kurze Kündigungsfrist,« sagte Judith verbissen. »Da ist meine Hand. Du bist mir ein guter Bruder gewesen und ich war Dir auch keine schlechte Schwester, ein — ein hübsches Gesicht soll uns nicht entzweien. Mögest Du glücklich sein.« Sie schüttelten sich die Hände, von Joshuas Seite mit voller Herzlichkeit, von Judiths Seite nicht ohne inneren Vorbehalt. Der Prediger fühlte sich als Sieger, nur lassen solche Siege im häuslichen Leben gar häufig die Keime zu künftigen Kämpfen zurück.

Judith ging hinaus, um eine Mahlzeit für die Reisenden zu bereiten und bald verbreiteten sich appetitliche Dünste aus der Küche durch das Haus. Mit finsterer Stirn stand Judith am Herde und schlug Eier in die zischende Pfanne, während Sally ihr in Furcht und Wunder zur Hand ging.

»Bringe das beste Theegeschirr ins Zimmer und hole ein Paar Wachskerzen für die silbernen Leuchter aus dem Laden.« gebot Judith; Sally vernahm es sprachlos, mit offenem Munde, solche Vorbereitungen wurden sonst nur für große Theegesellschaften getroffen.

»Der Herr hat sich verheirathet, Sally. Wir müssen ihm zeigen, wie sehr wir uns darüber freuen.«

»Geheirathet!« schrie Sally. »Ist's Mrs. Trimly?«

Mrs. Trimly war eine korpulente Wittwe eines Gerbers mit einem recht ansehnlichen Vermögen. Sie bewohnte ein ihr gehöriges großes Haus am oberen Ende von Combhaven, trug jeden Nachmittag ein seidenes Kleid, eine goldene Brille und die schönsten Hauben im ganzen Orte und war ein sehr frommes Mitglied von Joshuas Gemeinde. Jeden Sonntag Morgen hielt sie im Gotteshause ihr Schläfchen und jeden Sonntag Nachmittag suchte sie sich ebendasselbst ihr Ruheplätzchen, mit dem einzigen Unterschiede, daß Morgens ihr Schlaf etwas leiser und Nachmittags etwas lauter war.

Es erschien Sally also die natürlichste Sache von der Welt, daß ihr Herr die reiche Gerberwittwe heirathe, wenn sie auch fünfzehn Jahr älter war als er und an asthmatischen Zufällen litt. Sie hatte lange zu bemerken geglaubt, daß Mrs. Trimly den Prediger mit sehr günstigen Augen ansehe und daß er nur anzuhalten brauche, um sie sammt ihrem Hause, Garten, Aeckern und Baarvermögen sein eigen zu nennen.

»Nein,« sagte Judith, »Mrs. Trimly ist's nicht, das

könnte man immer noch eine verständige Heirath nennen. Wenn aber Männer in meines Bruders Alter heirathen, so fragen sie dabei gewöhnlich nicht den Verstand, sondern nehmen, was ihrem Auge wohlgefällt. Deine neue Herrin, Sally, hat Flachshaar und blaue Augen, das ist für meinen Bruder genug. Ich hoffe, sie wird Dir gefallen und Du werdest Dir beim Poliren der Möbel fernerhin ebenso viel Mühe geben, wie Du zu meinen Zeiten gethan.«

»Sie gehen doch nicht fort, Miß Haggard?« keuchte Sally, der sich plötzlich eine Aussicht auf ein so paradiesisches Leben zu eröffnen schien, daß ihr Auge schier geblendet davon ward.

»Nein, Sally, ich gehe nicht fort, aber ich sinke zu einer Null herab,« erwiderte Judith finster.

Sallys Hoffnungen sanken ebenfalls. Sie verstand die Bedeutung des Wortes, zu dem Miß Haggard hinabsank nicht, wußte aber, als was jene immer im Hause blieb, so lange sie da war, sei an keine Erleichterung ihrer Arbeitslast zu denken.

Während dessen befanden sich Joshuas Frau und Tochter in seinem Schlafzimmer und betrachteten einander scheu und verstohlen beim ungewissen Schein einer Kerze, die Naomi hielt, während Cynthia vor dem Spiegel stand und ihren Hut abnahm.

Mit Thränen in den Augen und einem schmerzlichen Zuge um den Mund strich die junge Frau sich mit Joshuas harter schwarzer Bürste das Haar glatt. So unerfahren sie auch im Leben war, hatte der Instinkt sie doch sofort darüber belehrt, daß ihres Mannes Heirath seinen nächsten Angehörigen entsetzlich sei und daß sie in diesem Hause nicht freudig willkommen geheißen werde.

Sie betrachtete Naomi mit unaussprechlichem Bangen.

War dies die liebevolles Tochter, die zärtliche Gefährtin und Freundin, welche ihr Joshua verheißen hatte? Diese hohe, schlanke Gestalt mit dem edel geschnittenen Gesicht, das von dicken rabenschwarzen Flechten, die um einen Kamm gewunden waren, wie von einer Krone überragt ward, flößte Bewunderung ein, hielt aber die Liebe in weiter Ferne. Cynthia fühlte, daß sie mit dieser schönen Stieftochter nie vertraut werden könne, und doch hatte sie Joshua's Gesicht und mußte ihr schon aus diesem Grunde theuer sein.

»Ich bin so betrübt darüber, daß Ihr Vater es Ihnen nicht früher gesagt hat,« begann sie zaghaft. »Ich fürchte, es macht Sie unglücklich« daß er mich geheirathet —«

»Es hat mich im hohen Grade überrascht,« unterbrach sie Naomi. »Ich habe nie gedacht, daß mein Vater wieder heirathen könne, der Einfall ist mir nicht von ferne gekommen. Hätte mich Jemand auf die Möglichkeit hingewiesen, ich wäre zornig geworden. Und Sie sind sehr jung, könnten so viel eher seine Tochter, als seine Frau sein.«

»Keine Frau könnte ihn mehr lieben und ehren, als ich es thue,« sagte Cynthia, der jetzt die Thränen an den Wangen hinabliefen.

»Niemand könnte ihn kennen und nicht ehren,« antwortete die Tochter stolz. »Weinen Sie nicht, Ich tadele Sie nicht. Ich habe kein Recht ihn zu tadeln. Ich beabsichtige nicht, Ihnen etwas Unfreundliches zu sagen, und noch weniger, unehrerbietig von meinem Vater zu sprechen, aber diese Heirath setzt mich in maßloses Erstaunen.«

Hier versagte auch Naomi die Stimme und Beide führten ein Duett im Schluchzen aus. Naomi faßte sich zuerst wieder.

»Es ist sehr, sehr böse von mir,« sagte sie reuevoll. »Als ob mein lieber Vater nicht das Recht hätte, auf seine Weise glücklich zu sein. Ich bin eifersüchtig, unvernünftig, abscheulich. Weinen Sie nicht, armes kleines Wesen,« fügte sie, Cynthia mit beschützender

Güte an sich ziehend, hinzu. »Ich bin nicht so grausam und undankbar, ich Ihnen erschienen sein muß. Ich liebe aber meinen Vater so innig und dachte, er sei ganz mein eigen, da war mir die Vorstellung, er könne Jemand anders mehr lieben als mich, im ersten Augenblicke gar zu bitter und machte mich hart, selbstsüchtig und pflichtvergessen. Trocknen Sie Ihre Thränen, Liebe, wir müssen uns um meines Vaters willen mit einander befreunden.«

Cynthia hörte auf zu schluchzen. Sie schmiegte sich liebevoll an Naomi, wie der Epheu an die Eiche.

»O wenn Sie mich nur ein klein wenig lieben wollen, so werde ich sehr glücklich sein,« bat das kindliche Weib. »Er hätte es Ihnen sagen sollen. Ich weiß, ich muß Ihnen wie ein Eindringling vorkommen. Wenn Sie aber wüßten, wie ich ihn liebe, wie ich ihn Vom ersten Augenblicke an angebetet habe, wo er mich, ein armes verlassenes Geschöpf, ohne Freund, nur an harte Behandlung und harte Worte gewöhnt, unter seinen Schutz nahm. Er war so wahrhaftig, so stark, ein Felsen im Sturme. Als er mich unter seinen Schutz genommen hatte, fühlte ich mich geborgen und fürchtete nichts mehr.«

»Ja, er hat mir erzählt, wie er Sie fand,« sagte Naomi gedankenvoll. »Armes Kind!«

Das war also der Findling, von dem der Vater gesprochen, das Mädchen, an dessen Schicksal sie so warmen Antheil genommen, ohne sich träumen zu lassen, daß diese namenlose Fremde ihr das Herz ihres Vaters stehlen würde.

»Hat er Ihnen erzählt, daß ich damals eine Heidin war?« fragte Cynthia feierlich, »daß ich nichts wußte, nichts glaubte, keine Hoffnung besaß, die über mein tägliches Leben hinausreichte, ach und das war ebenfalls hoffnungslos? Ich hatte keinen Vater auf Erden gekannt, ich kannte auch keinen Vater im Himmel. Ich glaubte der Tod sei das Ende aller Dinge, und sehnte mich oft nach dem Sterben.«

»Armes Kind,« wiederholte Naomi mit ernstem Mitleiden.

»Ja« damals war ich arm, die Aermste der Armen,« sagte Cynthia, »seit jenem gesegneten Tage bin ich aber reich über alle Maßen! Hinfort ist mir die Krone des Lebens gegeben!«

Es lag in diesem Ausspruche nichts Salbungsvolles oder Werkheiliges,« sondern es war der Ausdruck eines kindlichen unverbrüchlichen Glaubens.

»Ja, wenn Sie getreu sind bis an den Tod,« antwortete Naomi mit tiefstem Ernste. Ihre tief angelegte Natur vermochte sich nicht so leicht

zufrieden zu geben, sie hatte mit ernstern Zweifeln und Sorgen auch in religiöser Hinsicht zu kämpfen.

»Und Sie wollen versuchen, mich ein wenig zu lieben,« sagte Cynthia bittend.

»Ich werde Sie um meines Vaters willen sehr lieben, wenn Sie ihn glücklich machen.«

»Ich werde ihn ehren, ihm gehorchen und ihm gleich einer Magd dienen, wenn er es gestattet,« antwortete Cynthia. »Und darf ich Sie Naomi nennen?«

»Ja, Cynthia.«

Von diesem Augenblicke an nannten sie sich Naomi und Cynthia und Du. Das Wort »Mutter« konnte nicht in Frage kommen, es trat vielmehr das umgekehrte Verhältniß ein, Naomis Benehmen gegen ihre Stiefmutter hatte etwas Mütterliches, Beschützendes, während sich die schwächere Natur der jungen Frau instinktmäßig an den mehr männlichen Charakter der Tochter anlehnte.

»Ich dachte« Ihr kämet gar nicht wieder,« sagte Joshua, als sie in das von den beiden Wachskerzen glänzend erleuchtete Wohnzimmer traten, dem der gedeckte Theetisch den Anstrich gesteigerter Behaglichkeit verlieh.

Kerzengrade, die Hände in den Schooß gefaltet, saß

Judith da und sah zu, wie die Wachlichter herabbrannten, wie eine größere Seele vielleicht den ein fürstliches Vermögen verzehrenden Flammen zugeschaut haben würde. In diesem Opfer der Wachskerzen lag eine unbeschreibliche Tiefe der Trostlosigkeit für sie und zugleich die bitterste Ironie, die sie ersinnen konnte; sie zündete theure Wachskerzen an zu Ehren einer wandernden Bettlerin, die Joshua als Frau in sein Haus geführt.

»Was habt Ihr Beide denn so lange mit einander zu plaudern gehabt?« fragte Joshua mit einem Versuch zu scherzen; »habt Ihr Freundschaft geschlossen?«

»Ja, Vater,« antwortete Naomi mit einem Blick voll Liebe und Verehrung, »wir haben Freundschaft geschlossen. Cynthia und ich werden Schwestern sein. Es würde närrisch klingen, wenn ich sie Mutter nennen wollte, denn sie ist zwei Jahre jünger als ich und sieht noch jünger aus, als sie ist.«

»Sehr gut, mein Kind, so seid denn Schwestern. Welchen Namen Ihr Eurem Bunde gebt, ist mir gleich, wenn Ihr Euch nur liebt. Und jetzt, Judith, den Thee.«

Miß Haggard hatte sich an eine Ecke des Tisches, fern von ihrem gewohnten Platze vor dem Theebrett gesetzt und hielt sich dort ernst, undurchdringlich. Kein Zug ihres Gesichtes verrieth ihre

Unzufriedenheit, sie hatte sich in Miene und Haltung zu einem Ausdruck duldender Selbstverleugnung und Resignation gezwungen, als ob alle Theilnahme an dem sie umgebenden Leben für sie unwiederbringlich verloren sei. Sie sah aus, als sei sie bereits geworden, als was sie sich in dem Gespräche mit Sally bezeichnet hatte — eine Null.

»O nicht doch!« entgegnete sie auf die Aufforderung ihres Bruders. »Daran darf ich nicht mehr denken, mit der Theekanne habe ich nichts mehr zu thun. Mrs. Haggard wird natürlich den Thee eingießen, es ist ihr Amt.«

»O bitte, lassen Sie meinetwegen keine Aenderung eintreten,« rief Cynthia, indem sie mit einem schüchternen, flehenden Blick in das steinerne Antlitz sah. »Ich bin nie gewohnt gewesen, Thee einzugießen und würde mich dabei recht ungeschickt anstellen. Wenn es also Joshua nicht etwa wünscht,« fügte sie hinzu und wandte sich an ihren Gatten mit einer Miene, die mehr als Worte sagte, sein leisester Wunsch sei ihr Befehl.

»Ich wünsche nichts, was Unwillen und Störung im Hause verursachen könnte.« antwortete Joshua, »sondern daß wir in Frieden und Einigkeit glücklich beisammen leben. Gieße den Thee ein, Judith, und

mache kein thörichtes Aufheben wegen Kleinigkeiten.«

»Ich mache nie Ausheben wegen Kleinigkeiten,« entgegnete Judith mit Würde, »es empfiehlt sich aber, die Dinge sofort auf den richtigen Standpunkt zu stellen, das erspart für die Zukunft Mißverständnisse.«

Mit diesem Protest nahm sie ihren gewohnten Platz ein und machte später niemals wieder Miene, ihn abzutreten.

Cynthia setzte sich auf einen dicht neben dem ihres Gatten stehenden Stuhl, schmiegte sich an ihn und schaute mit leuchtenden Blicken der Bewunderung und Verehrung zu ihm auf, während er mit seiner Tochter häusliche Angelegenheiten besprach.

Etwas später kam auch Jim heim und wurde der Frau seines Vaters vorgestellt. Auch für ihn war die Ueberraschung eine unbeschreiblich große, er nahm die Sache, sobald nur das erste Staunen vorüber, aber doch viel kühler auf, als seine Tante und Schwester. Er betrachtete die Veränderung im Familienleben, wie dies einem eingehenden Geschäftsmann zukam, weit mehr von der praktischen, als von der gemüthlichen Seite, sah nicht gleich Naomi darin eine Beeinträchtigung seiner Liebe für seinen Vater und beunruhigte sich auch nicht darüber, daß diese zweite

Heirath für einen Seelenhirten als unwürdig und thöricht bezeichnet werden könnte. Dagegen überlegte er ernsthaft, welchen Einfluß sie auf seine Aussichten üben könne.

»So lange Vater nicht daran denkt, mir das Geschäft nicht geben zu wollen, bin ich zufrieden,« raisonnirte er. »Meine Stiefmutter sieht übrigens gar nicht aus, als ob sie Einem das Leben sauer machen wollte und könnte. Wenn sie nur Tante Judith das Regiment aus den Händen nehmen und uns jeden Tag Pudding geben wollte!«

Oswald ließ selten einen Abend vergehen, ohne heranzukommen und wenn es nur auf eine halbe Stunde geschah, gerade an diesem Abend, wo ihn Naomi mit doppelter Sehnsucht erwartete, mußte es aber der Zufall fügen, daß er ausblieb. Der Squire war von einer besonderen Gesprächigkeit gewesen und hatte seinen Sohn am Kamin im Speisezimmer festgehalten, um mit ihm über Politik zu reden, während der durch den alten Schornstein seufzende und heulende Wind dazu accompagnirte.

»Was nur Oswald zu Vaters Heirath sagen wird?« war die Frage, welche Naomi während des Abends zumeist beschäftigte und die sie sich wiederholte, als sie schlaflos in ihrem Bette lag.

Siebentes Kapitel.

Ich habe unbegrenztes Vertrauen.

Am Morgen nach Joshuas und seiner jungen Frau Ankunft erwachte Naomi mit einem eigenthümlichen Schmerzgefühl. Es war ihr zu Muthe wie Jemand, über den plötzlich ein schweres Unglück hereingebrochen ist und für den seine ganze alte Umgebung leer und öde und bedeutungslos geworden.

»Ich habe meinen Vater verloren!« rang es sich wie ein Schrei der Verzweiflung aus ihrem gequälten Herzen, und dann kam die Vernunft, diese ruhige, milde Lehrerin, setzte sich an ihr Bett, betrachtete die Sache in logischer Weise und bewies ihr, daß ihr Vater ihr kein Unrecht zugefügt habe. Sie erröthete bei dem Gedanken an ihre Selbstsucht — sie, die ebenfalls ihr Herz einem Anderen geschenkt hatte — sie, die im Begriffe stand, das Vaterhaus zu verlassen — sie konnte ihrem Vater sein neues Glück mißgönnen!

»Aber mein Vater ist stets der Erste in meinem Herzen gewesen und wird stets der Erste darin bleiben,« fügte sie entschuldigend hinzu.

»Wenn sie meinen Vater nur glücklich macht, so will ich zufrieden sein,« dachte sie nach einem Weilchen, während I sie vor dem kleinen Spiegel ihre schweren Flechten um den Schildpattkamm legte. »Ich wünschte nur, sie wäre etwas älter, es will mir nicht in den Kopf, daß sie eine passende Gefährtin für meinen Vater sei.«

Mit dem Entschlusse, sehr freundlich gegen die arme kleine Frau zu sein und sie gegen Tante Judiths Bitterkeiten zu schirmen, ging Naomi die Treppe hinunter. Tante Judith war aber an diesem Morgen von einer wahrhaft ausgesuchten Höflichkeit Sie hatte sich vorgenommen, das neue Mitglied der Familie mit äußerster Zuvorkommenheit, aber auch mit ebenso großer Zurückhaltung zu behandeln. Jim begrüßte seine Stiefmutter mit offener Vertraulichkeit und machte ihr den Vorschlag, nach dem Mittagessen mit ihm in die Nüsse zu gehen.

»Du issest doch gewiß gern Nüsse?« sagte er.

»Ich gehe gerne in den Wald,« antwortete Cynthia, deren Herz von freundlichen Gefühlen für die Stiefkinder überfloß, und die dankbar war für den kleinsten Beweis des Entgegenkommens, der ihr von jener Seite zu Theil ward.

»Ich möchte wohl wissen, was aus dem Geschäft

werden soll, wenn Du jeden Nachmittag in die Nüsse gehst?« — fragte Tante Judith, sich schon gegen ihren Neffen wendend, an den wenigstens brauchte sie nicht ihre Höflichkeit zu verschwenden.

»Aber Tante, ich bin während des letzten halben Jahres wahrlich nicht oft aus dem Geschäft gekommen und spiele selten genug den Tagedieb. Außerdem giebt es zwischen Mittagessen und Thee in meiner Branche nicht viel zu thun.«

»Natürlich, wenn Mrs. Haggard spazieren zu gehn wünscht —«

»Nennen Sie mich Cynthia, bitte,« unterbrach sie die junge Frau und fügte schüchtern hinzu, »wenn Sie nicht vorziehen sollten, mich Schwester zu nennen.«

»Sie sind sehr gütig, ich würde aber meine Zunge wohl nicht daran gewöhnen können. Ich habe nie eine Schwester gehabt und kann mir nicht vorreden, ich hätte eine bekommen. Bei Ihrem Vornamen kann ich Sie auch nicht nennen, ich würde fürchten, damit gegen den Respekt zu verstoßen, den ich der Frau meines Bruders schuldig bin, und dergleichen soll mir Niemand nachsagen.«

»Ich nenne Dich aber Cynthia,« sagte Jim. »Ein solcher großer Schlagtod, wie ich bin, kann zu einem so hübschen kleinen Wesen, wie Du bist, nicht Mutter

sagen, die Leute würden sich darüber vor Lachen ausschütten. Und heute Nachmittag kommst Du mit Nüsse pflücken, nicht wahr? In Matcherley-Wood giebts Hasel- und Walnüsse in überreicher Menge. Es ist drei Meilen von hier, kannst Du auch so weit gehen?«

»Ich bin eine ziemlich gute Fußgängerin,« antwortete Cynthia, glücklich, in so gutem Einvernehmen mit ihrem Stiefsohne zu stehen.

»Soll ich das Theegeschirr auswaschen?« fragte sie, als das Frühstück verzehrt und Joshua ausgegangen war.

»Ich habe es seit vierundzwanzig Jahren ausgewaschen und möchte nicht gern, daß etwas davon zu Schaden käme.« antwortete Judith höflich. »Sie brauchen sich mit dergleichen nicht zu bemühen, Mrs. Haggard, amüsieren Sie sich nur, Sie sind hier die Herrin und es kommt Ihnen zu, sich aufwarten zu lassen.«

»Daran bin ich aber wirklich gar nicht gewöhnt, Miß Haggard,« betheuerte Cynthia.

»Woran Sie gewöhnt sind oder nicht, kommt dabei gar nicht in Betracht,« erwiderte Judith. »Sie sind die Frau meines Bruders und sollen demgemäß behandelt werden. Ist es Ihnen Vielleicht gefällig, sich ins gute

Zimmer zu setzen? Wir haben es an Wochentagen nicht benutzt, das ist aber natürlich für Sie kein Grund, es ebenso zu halten.«

»Ich möchte lieber in dem Zimmer sitzen, das Sie benutzen,« sagte Cynthia, die sich von so viel Höflichkeit ganz erdrückt fühlte, »Es sollte mir sehr leid thun, wenn durch mich irgend welche Störungen in den Gewohnheiten des Hauses verursacht würden.«

Naomi ward an diesem Morgen von einer eigenthümlichen Unruhe hin und her getrieben. Da Oswald am vorher-gegangenen Abend nicht dagewesen war, so konnte es leicht sein, daß er schon Vormittags einsprach, und sie wollte gern die Erste sein, welche ihm die Nachricht von der seltsamen Veränderung, die in ihrem Vaterhause vor sich gegangen, mittheilte, um seinem harten Urtheil, falls er ein solches darüber fällen sollte, die Spitze abzurechen. Sie konnte sich das Faktum, daß Niemand ein Recht habe, in die Gestaltung von Joshuas Leben hineinzureden, doch nicht so recht zu eigen machen.

Die gewöhnlichen Geschäfte des Morgens wurden verrichtet, als da war, einen Korb voll gestärkter Gardinen auf dem Tisch am Küchenfenster zu plätten, das gute Zimmer abzustäuben und aufzubohnen,

Blumen zu begießen und zu beschneiden. Bei allen diesen Arbeiten horchte Naomi beständig, ob Oswald nicht komme, aber es ward Mittag und kein Oswald ließ sich sehen.

Joshua ging sogleich nach dem Mittagsessen wieder aus, Judith verschanzte sich hinter ihrer Festung, dem Ludentisch, Cynthia und Jim machten sich nach Matcherley Wood auf und Naomi stand in ihrem Nachmittagsanzuge am Fenster und betrachtete den Himmel in der stillen Stunde, wo er fern über den Wäldern einen goldenen Schein annimmt. Sie hatte eine Zeitlang gewartet, da sah sie ihren Verlobten um die Ecke biegen. Er ging langsam, sobald er aber ihrer ansichtig ward, beschleunigte er seine Schritte und lächelte ihr schon von weitem entgegen. Sie ging nach der Gartenthür, um ihn dort zu empfangen. Beide begrüßten sich mit der ruhigen Zärtlichkeit von Liebendem deren künftiges Glück sicher und deren gegenwärtige Seligkeit weder von äußeren Störungen, noch von inneren Zweifeln beeinträchtigt werden kann. Hand in Hand schritten sie dem sonnenbeschienenen Garten zu, dem sie vor dem düsteren Hause den Vorzug gaben.

»Warum bist Du gestern Abend nicht gekommen Oswald?«

»Weil mein Vater es sich in den Kopf gesetzt hatte, ganz ungewöhnlich geschwätzig zu sein, und ich ihn nicht gern ohne Zuhörer lassen wollte. Ich hoffte, ich könnte mich für die gestrige Selbstverleugnung schadlos halten und heute Morgen kommen, um Dich zu einem Waldspaziergang zu verlocken, aber heute früh fühlte sich der Squire nicht wohl genug, um zu einer verabredeten Unterredung mit einem Pächter nach Chale zu reiten. Er sandte mich also, in seiner Vertretung, und ich mußte nach einem Ritt von zehn Meilen den ganzen Morgen kreuz und quer durch das Gut laufen, Klagen und Entschuldigungen anhören und Verbesserungen in Augenschein nehmen, von deren Natur oder Vortheil ich nicht die leiseste Vorstellung hatte, und über welche ich doch, wie ich wußte, nach meiner Rückkehr ein scharfes Verhör zu bestehen haben würde.«

»Armer Oswald.«

»Ich fürchte, ich bin nicht dazu gemacht, aus meinem Grund und Boden Geld zu schlagen, Naomi. Und habe ich Dir wirklich gefehlt, mein Herz? Das wäre ja ein wundervolles Zugeständniß von Dir. Oft bereitest Du meiner Selbtschätzung nicht die Genugthuung, daß Du mich denken läßt, ich sei zu Deinem Glücke nothwendig.«

»Oswald,« rief sie mit einem zärtlich vorwurfsvollen Blicke ihres ernstesten Auges, der mehr sagte als Worte.

»Du willst mich zu dem Glauben bekehren, die beste Sprache der Liebe sei Schweigen,« sagte er tändelnd, »ich wünschte aber doch, Du wärest zuweilen ein wenig mehr geneigt, süße Worte zu sprechen.«

»Es giebt Gefühle, die viel zu heilig sind, als daß sich leichthin davon sprechen ließe. Sollte es dem Himmel gefallen, meine Liebe auf die Probe zu stellen, würdest Du finden, daß ich nicht fehle.«

»Das weiß ich, Geliebte. Ich habe unbegrenztes Vertrauen zu Deiner Treue und Beständigkeit, bin aber anspruchsvoll genug, nach etwas mehr Wärme zu seufzen. Es giebt Augenblicke, in welchen ich mich frage, ob dies Liebe oder nur ein hoher Grad von Freundschaft sei? Wir haben uns zu einer so vollständigen Ruhe geschult, haben jede Bewegung und Aufregung, welche die Dichter als nothwendige Begleiter der Liebe, ja als die eigentliche Lebenslust derselben bezeichnen, dergestalt erstickt, daß ich mich zuweilen frage: ist das wirklich Liebe? Oder ist es ein ruhigeres, sanfteres, heiligeres Gefühl, wie es in alten Zeiten die Heiligen für einander empfanden, ein

Gefühl, das man sich auch durch das Sprachgitter eines Klosters zuflüstern dürfte, ein Gefühl, wie es der Märtyrer für die Märtyrerin auf ihrem Wege zum Holzstoße in einem Seufzer ausströmen ließ?«

»Ich weiß nicht, Oswald, ob meine Liebe der gleicht, welche Deine Dichter besingen — jener Hofpoet z. B. der gleichzeitig in Amoret und Sacharissa verliebt war — ich weiß aber, daß, wenn mein Leben in die eine und meine Liebe in die andere Wagschale gelegt würde, die Liebe den Sieg davon trüge.«

»Meine Heißgeliebte!« rief Oswald zärtlich und zog sie an sich, »ich will nie wieder so thörichte Dinge sprechen. Deine Liebe ist die wahre, echte Liebe, Du bist tief, treu, beständig, und ich bin ein oberflächlicher Wicht, der ein Gefühl, das sich nicht in einem Wortschwall Luft macht, nicht verstehen und würdigen kann. Ich will Dir vertrauen und unverbrüchlich an die Liebe glauben, die nicht laut ist.«

Sie waren an das Ende des Gartens und zu dem Tische und der Bank auf dem Grasplatz gelangt. Die Blätter der Bäume, welche dem Platze im Sommer Schatten gaben, waren abgefallen oder hingen noch gelb und lose an den Zweigen, es war aber einer jener

stillen Herbstnachmittage, an welchen die Erde, wie ermüdet von der langen Anstrengung des Sommers, in träumerischem Schweigen zu ruhen scheint. Das Getreide ist in die Scheuern gebracht, die Früchte sind von den Bäumen genommen, die treue Mutter Erde hat ihr Werk gethan und faltet in der milden Septemberluft die Hände, um sich zum langen Winterschlaf zu sammeln.

»Meine Naomi, wie ernst Du bist!« rief Oswald, als sie schweigend bis zur Wildniß geschleudert waren.

»Ich habe Dir etwas zu sagen, Oswald,« antwortete sie, ihm angsthaft in die Augen blickend.

»Hoffentlich nichts Böses. Kein Aufschub unserer Heirath?«

»Nein. Es betrifft meinen Vater, und wird Dich in Erstaunen, vielleicht in Bestürzung versetzen.«

Oswald war betroffen. Man hatte ihn gelehrt, Joshua Haggard als einen Mann zu betrachten, der viel Geld erwarb, wenig ausgab und dadurch reich geworden war, aber Naomis Worte und Winke deuteten auf Verlegenheiten hin, die nach seinem Dafürhalten nur finanzieller Natur sein konnten.

»Du willst mir sagen, daß Deines Vaters Geschäft nicht so einträglich ist, wie wir geglaubt haben, und daß er mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat?« fragte er.

»Es ist nichts Geschäftliches. Oswald, mein Vater hat wieder geheirathet. Er brachte uns gestern Abend seine Frau heim.«

Oswald stieß einen Ruf des Staunens aus.

»Das ist allerdings eine Ueberraschung. Für mich macht es aber keinen Unterschied, sofern Du Dich nicht unglücklich darüber fühlst, mein Herz, und das kann doch kaum der Fall sein, da Du der Gewalt der Stiefmutter so bald entrückt wirst. Ist die Dame sehr streng und ehrfurchtgebietend?«

»Sie ist sehr hübsch und jünger als ich.«

»Das kann Dein Ernst nicht sein!«

»Ich hoffe, Du wirst meinen Vater nicht verachten, Oswald,« sagte sie beinahe flehend.

»Ihn verachten, weil er eine junge hübsche Frau und keine alte häßliche geheirathet hat? Nein, mein Lieb, so inhuman bin ich nicht. Die Sache kommt so plötzlich, daß man wohl darüber in Staunen gerathen kann, aber unnatürlich ist sie nicht. Eine hübsche junge Frau wird auch wohl kaum als Stiefmutter eine Gorgone sein. Nicht wahr, Naomi, Du fürchtest sie nicht allzusehr?«

»Das arme Kind; sie macht eher Miene, als fürchte sie mich. Es ist mir ein großer Trost, daß ich es Dir gesagt habe, Oswald. Nicht wahr, Geliebten Du denkst

um dessentwillen nicht schlechter von meinem Vater?«

»Schlechter von ihm denken, weil er menschlich genug ist, sich zu verlieben? Nein, Naomi, ich bin doch selbst viel zu sehr in diesen Netzen verstrickt, um nicht mit einem Leidensgenossen zu fühlen. Und für einen Mann in Deines Vaters Alter ist die Liebe eine gar ernste Sache. Cupido verwundet die reife Männlichkeit, wenn er sie trifft, weit gefährlicher als die leere, leichtsinnige Jugend. Erzähle mir alle näheren Umstände, Liebste. Wer ist die Dame? Jung und hübsch hast Du sie bereits genannt. Kenne ich sie? Habe ich sie je gesehen? Gehört sie zu Euren Bethelisten?«

»Nein, Oswald, sie ist ganz fremd hier und kam gestern Abend zum ersten Male in ihrem Leben nach Comhaven.«

»Und Du weißt auch nichts weiter über sie?«

Naomi schwieg, sie fand sich zwischen ihren Pflichten im Zwiespalt. Als ihr künftiger Gatte hatte Oswald ein Recht auf ihr Vertrauen, die Rücksicht auf ihren Vater gebot ihr dagegen, die niedrige Herkunft seiner Frau geheim zu halten. Dazu kam noch, daß der Gedanke sie persönlich mit einem Gefühl der Beschämung erfüllte, ihres Vaters Gattin sei vor einem

Jahre noch eine obdachlose Landstreicherin gewesen, die er ohne Namen, ohne Angehörige am Wege gefunden, die keine andere Geschichte hatte als Mangel und Elend.

»Ist sie in irgend einer Weise gemein oder unangenehm?« fragte Oswald, dem Naomis Schweigen als ein Zeichen der Verlegenheit galt. Er stellte sich in Gedanken die rothbäckige Tochter eines Müllers oder gar die vierschrotige Gestalt der Hausmagd aus irgend einem Wirthshause an der Landstraße vor.

»Nein, sie ist zart und fein. Ich glaube nicht, daß sie Dir mißfallen wird, sondern fürchtete nur, Du würdest meinen Vater für thöricht halten, daß er eine solche junge Frau geheirathet hat.«

Die Kirchuhr schlug fünf, die unvermeidliche Theestunde, und Naomi wandte der Wildniß den Rücken, um an der Seite ihres Verlobten langsam dem Hause zuzuschreiten. Oswald empfand eine verzeihliche Neugierde, des Predigers Neuvermählte kennen zu lernen. Eigentlich machte ihm die Entdeckung Vergnügen, daß der gehaltene, würdige Joshua, ein Mann, der im Leben eine so hohe Stufe einzunehmen geschienen, daß menschliche Schwachheit gar nicht an ihn heranreichen konnte,

nun doch der Anwendung einer solchen nicht zu widerstehen vermocht hatte. Er folgte Naomi ins Haus, stand dicht hinter ihr, als sie die Thür des Wohnzimmers öffnete, und sah, ihr über die Schulter blickend, Joshuas Frau vor sich.

Cynthia kniete mit ihrem Strohhut am Arme, so wie sie vom Walde nach Hause gekommen war, vor dem soeben angezündeten Kaminfeuer; ihre gelösten Haare fielen ihr ein wenig über das Gesicht, die Wangen hatten Luft und Bewegung mit einer zarten Röthe angehaucht, die Augen blickten träumerisch in die hell aufspringenden Flammen; es war ein liebliches Bild, auf dem sich alles Licht in dem dunklen Zimmer konzentrierte. Der Theetisch war hergerichtet, die Familie aber noch nicht versammelt. Cynthia war allein.

Sie fuhr auf, als Naomi mit ihrem Verlobten eintrat, und kam ihnen schüchtern entgegen, die Gegenwart eines Fremden setzte sie so in Verlegenheit, daß sie nicht zu sprechen wagte.

»Ich hoffe, Du hast Dich auf Deinem Spaziergange gut unterhalten,« sagte Naomi freundlich.

»Es war wunderschön im Walde; Dein Bruder ist sehr gütig, daß er mich dahin geführt hat.«

»Ich finde, es war gütig von Dir, daß Du mit ihm

gingst. Dies ist Mr. Pentreath, ich — ich habe ihn von meines Vaters Heirath unterrichtet.«

Cynthia knixte. Oswald bot ihr die Hand und sie legte die ihrige zögernd und schüchtern hinein, denn sie hatte noch nie einem jungen Manne in seiner Lebensstellung die Hand gegeben und er war so sehr verschieden von den jungen Leuten in Penmoyle, die immer zu Rohheiten aufgelegt waren. Oswalds Erscheinung machte nicht den ehrfurchtgebietenden Eindruck auf sie wie Joshuas dunkles, ernstes Gesicht, aber sie fand ihn sehr fein und vornehm. Der junge Mann dagegen war überrascht von dieser zarten, blumenartigen Schönheit. Er hatte ein hübsches, dralles, gesundes Weibchen mit rothen Backen, pomadeduftenden Locken, Korallen-Ohringen und vielleicht einem jener Halbsammtstirnbänder die er so von Herzen verachtete, zu finden erwartet, mit einem Worte eine junge Frau, von dem Schlage, wie er sie in einem Tabakladen in Exeter gesehen.

Schweigend, in Staunen verloren, schaute er auf Cynthia. Wo konnte Joshua Haggard dieses anmuthige Geschöpf entdeckt haben? Es war gerade als sei er unversehens in dieses prosaische Wohnzimmer getreten und hätte daselbst Milton's Sabina oder Ovid's Daphne am Herde stehend gefunden.

Mr. Haggard kam herein und seine Schwester folgte — ihm. Er begrüßte seine junge Frau mit einem Blicke voll Zärtlichkeit und hieß dann seinen künftigen Schwiegersohn mit herzlichem Handschlage willkommen.

»Sehen Sie, Oswald, ich habe Ihnen den Vorsprung abgewonnen,« sagte er. »In meinem Alter redet man nicht gern viel davon, wenn man sich zu verheirathen beabsichtigt, und ich wußte, daß Sie und Naomi meine Frau herzlich willkommen heißen würden. Mir das vorher auszubedingen, dazu fand ich keine Veranlassung.«

Cynthia hatte sich leise entfernt, um ihren Hut fortzutragen. Sie war bei Miß Weblings so gut erzogen worden, daß sie wußte, einen Hut auf den ersten besten Stuhl im Familienzimmer werfen, heiße Tante Judith eine schwere Beleidigung zufügen. Athemlos vom schnellen Laufen kam sie zurück; sie hatte noch eilig das Haar sauber unter einem Netze verborgen und nahm nun ihren Platz neben ihrem Manne ein. Es war die höchste Zeit, denn i schon ließ sich Judiths Stimme in strafendem Tone vernehmen:

»Ich möchte wohl wissen, wann wir uns eigentlich zu unserm Thee setzen? Es ist schon ein Viertel über unsere Zeit. Was soll denn noch aus unserm Hause

werden?



Achtes Kapitel.

Die öffentliche Meinung.

Die gewöhnliche Maschinerie des Lebens, die täglichen Vorkommnisse in der kleinen Welt des Hauses erlitten durch Joshua Haggards zweite Heirath und die Einführung seiner schönen jungen Frau in seinen Familienkreis wenig Veränderung. Nicht im Aeußern wohl aber in den Herzen der Familienmitglieder hatte sich mancher Umschwung vollzogen.

Tante Judith hatte von ihrem unumschränkten Hausregimente auch nicht das kleinste Titelchen abgetreten. Wie sie an dem Abende als Cynthia angekommen, ihren gewohnten Platz am Theetisch wieder eingenommen hatte, so behauptete sich auch unbehindert ihre volle Autorität in allen wirthschaftlichen Angelegenheiten. Sie machte der jungen Frau nicht einmal das Anerbieten, ihr die Schlüssel zu jenen geheimnißvollen Gewölben auszuantworten, in denen sie das Eingemachte, die Gelées und Pickles, die selbst fabrizierten Weine und

alle jene guten Dinge aufbewahrte, welche nach Jims Ansicht dem Leben die eigentliche Würze geben. Sie behauptete die unangefochtene Herrschaft in der Küche und die Ankunft der jungen Frau verschaffte dem Stiefsohn nicht einen einzigen Extra-Pudding an Wochentagen oder einen Safran-Kuchen, dessen goldige Farbe seine Seele labte, an Sonntagen.

Cynthia befand sich noch keine Woche in ihrer neuen Heimat, so hatte sie bereits eingesehen, daß alle ihre hausfraulichen Pflichten und Rechte von einer andern usurpiert waren und daß sie mit der Theekanne gleichzeitig ihren Platz, im Hause ihres Gatten abgetreten hatte. Es war dies eine bittere Täuschung für sie. In ihren glücklichen Träumen von dem Leben mit Joshua hatte sie sich ausgemalt, wie sie ihn pflegen, für ihn sorgen, mit ihren geschickten Händen für ihn arbeiten werde, wie sie für sein einfaches Leben neue Freuden und Annehmlichkeiten ersinnen wolle, bestünden sie auch nur in kleinen Dingen, wie z. B. einem Strauß frischer Blumen auf dem Frühstückstisch oder einer Schüssel leichter Kuchen zum Thee. Sie hatte von Natur Geschick für häusliche Beschäftigungen und Vorliebe dafür, ihre Gewandtheit und Anstelligkeit in allen solchen Dingen hatte ihr das Wohlwollen ihrer Herrinnen in Penmoyle verschafft und es schmerzte sie tief, sich im eigenen Hause so

gänzlich davon ausgeschlossen zu sehen.

Hätte sie sich nur mit einem einzigen Worte beklagt, so würde Joshua ihr unverzüglich das Scepter des Hauses überantwortet haben, sie war aber von Natur nachgiebig und die Erfahrungen ihres kurzen Lebens hatten es ihr außerdem zur Gewohnheit gemacht, sich Andern unterzuordnen.

So beugte sie denn ihren Nacken unter Judiths Joch und überließ ihr ohne Murren die ihr zukommenden häuslichen Vorrechte. Joshua mußte es doch so für richtig halten oder er würde es nicht stillschweigend gutgeheißen haben. Sie wußte nicht, daß Joshua, von seinen geschäftlichen und seelsorgerischen Pflichten bis zum Uebermaß in Anspruch genommen, der ganzen Angelegenheit noch keinen Gedanken gewidmet hatte. Sie erinnerte sich, daß er am ersten Abend gesagt hatte, man möge kein thörichtes Aufheben wegen Kleinigkeiten machen und es solle Frieden im Hause herrschen, und dieser Ausspruch war für sie ein Befehl. Jeder Widerstand gegen Tante Judith wäre ihr wie eine Empörung gegen ihren Gatten erschienen.

Cynthias Stellung innerhalb der Familie glich in Folge dessen mehr der einer Tochter als einer Frau. Sie saß bei den Mahlzeiten neben ihrem Gatten, sie

verbrachte die Vormittagsstunden mit Nadelarbeit und den Nachmittag mit dem Lesen ernster Bücher, oder ging zuweilen mit Jim nach dem Strande oder nach dem Walde. Es würde ihr viel besser gefallen haben, hätte sie ihren Gatten auf seinen pastoralen Gängen nach entfernt gelegenen Gehöften und Hütten begleiten dürfen. Joshua erklärte ihr aber freundlich, daß ihre Gegenwart bei solchen Gelegenheiten nicht zulässig sei. Sie lehrte in Mrs. Haggards Sonntagsschule, welche in dem Bodenraum über der Kapelle gehalten wurde, sie ging auch häufig zu den Kranken und Alten in der Gemeinde ihres Mannes, um ihnen vorzulesen, und war hocheifrig, sich in dieser Weise nützlich machen zu können, es blieb aber doch noch eine große Lücke in ihrem Leben, die nicht ausgefüllt war; und es kamen Nachmittage, wo sie mit der offenen Bibel oder dem Erbauungsbuche da saß und ihre Gedanken weit, weit fortgewandert waren.

Und es waren mancherlei trübe Gedanken, welche sich unvermerkt eingeschlichen und das Glück verdüstert hatten, das sie über eine Verbindung empfunden, die ihr so erhaben und königlich wie Esthers Erhebung auf Ahasverus' Thron erschienen war. Sie hatte die Bestürzung, welche ihr Erscheinen am ersten Abend verursacht, nur zu gut bemerkt und erkannte sehr genau, daß hinter Judiths kalter

Höflichkeit und übertriebener Artigkeit eine Feindseligkeit lauerte, die sich nicht so leicht versöhnen ließ. Mochte sie es sich noch so sehr angelegen sein lassen, ihres Mannes Schwester zu Gefallen zu leben, Judith würde sie doch niemals lieben, und noch mehr, Judith hatte es fertiggebracht, anscheinend ohne die geringste unfreundliche Absicht, sie wissen zu lassen, daß Joshuas Heirath ihn in der Achtung seiner Gemeinde herabgesetzt habe.

»Wir können nicht Alle Apostel oder Märtyrer sein,« sagte sie, »die Leute haben aber sehr viel von meinem Bruder erwartet! Wer ledig ist, der sorgt, was dem Herrn angehöre, wie er dem Herrn gefalle; wer aber freit, der sorgt, was der Welt angehöre, wie er dem Weibe gefalle, das sagt der Apostel Paulus ganz ausdrücklich, man kann seine Worte nicht anders auslegen. Das führen die Leute nun natürlich gegen meinen Bruder an, der zum zweiten Male und ein Mädchen, jünger als seine Tochter geheirathet hat. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus, meine Liebe, hätten Sie über alle diese Dinge nachgedacht, so würden Sie wahrscheinlich Nein gesagt haben, besonders da es doch wohl besser mit Ihren eigenen Neigungen zusammengestimmt hätte, einen jüngeren Mann zu nehmen.«

»Ich hätte keinen Mann auf der Welt so lieben und,

ehren können, wie ich meinen Gatten ehre und liebe,«
betheuerte Cynthia, über diese Zumuthung
aufgebracht.

»Ach,« seufzte Judith und in ihren Worten lag eine
Welt von Anzüglichkeit, »es war freilich für Sie eine
große Sache, in ein Haus wie dieses zu kommen und
einen so wohlstehenden Mann, wie meinen Bruder's
zu heirathen. Es geschieht nicht vielen jungen
Frauenzimmern, die im Dienst stehen, daß sie solche
Partie machen.«

»Ich hoffe, Sie denken nicht —« rief Cynthia eifrig.

»Ich hoffe eine zu gute Christin zu sein, um Böses
von meinem Nächsten zu denken,« unterbrach sie
Judith mit Würde. »Ich denke nur, was *andere* Leute
sagen werden. Sie können den Leuten nicht die
Mäuler stopfen. Wenn sie sagen, mein Bruder Joshua
habe sich von seinen eigenen Grundsätzen und dem
ersten Corintherbrief durch ein hübsches Gesicht
abwendig machen lassen und Sie hätten ihn der
Versorgung halber geheirathet, so giebt es kein Gesetz
im Lande, das ihnen das verbieten könnte.«

Cynthia hörte auf diese Weise zum ersten Male in
ihrem Leben von jenem unsichtbaren und
unverantwortlichen Tribunal, das vor unsern Thüren
sitzt, und ward darüber belehrt, daß sie nicht blos

ihrem Schöpfer und ihrem Gewissen Rechenschaft von ihren Handlungen schuldig sei, sondern sie sich auch nach den Ansichten anderer Leute einzurichten habe, daß andere Leute ihr Betragen nach ihrem Maßstabe messen, die Tiefe ihres Herzens mit ihrem Senkblei erforschen und daß sie ungehört, ohne jede Vertheidigung, ohne daß sie von der Anklage und dem Urtheilsspruche etwas wisse, überführt und gerichtet würde.

Für ein Wesen wie Cynthia, das den verwickelten und verschrobenen Beziehungen der Welt bisher so unberührt und unschuldig gegenübergestanden hatte, wie Miranda oder Perdita, hatten derartige Enthüllungen etwas tief Verletzendes. Cynthia hatte aber in der Schule, welche sie durchzumachen gehabt, die große Kunst gelernt, unverdiente Kränkungen geduldig über sich ergehen zu lassen, und so ertrug sie Tante Judiths Nadel- und Dolchstiche ebenso ergehen, wie sie in ihrer Kindheit die schlechte Behandlung ihrer Tyrannen hingenommen hatte. Sie empfand die ihr zugefügte Unbill darum aber nicht weniger hart und war noch keinen Monat Joshuas Frau, als sie sich schon die Frage vorlegte, ob ihr Gatte wirklich weise gehandelt habe, sie zu heirathen, und ob es für sie nicht besser gewesen wäre, wenn sie ihn ihr Leben lang aus der Ferne angebetet hätte und übrigens in

Penmoyle geblieben wäre, wo sie fleißig gearbeitet hatte, wegen treuer Dienste gelobt worden war und keinem Menschen durch ihr Dasein — ein Aergerniß gegeben hatte. Es war freilich ein sehr einförmiges Leben gewesen, das wenig Punkte bot, an welchen die Erinnerung haften, und noch weniger, auf welche die Hoffnung ihre Luftschlösser bauen konnte, und die Jugend segelt gern in einem schnell und lebhaft dahinrauschenden Strom und nicht in einem träge fließenden Kanal, aber es war doch ein friedliches Leben gewesen, und gerade der Friede fehlte ihren neuen Verhältnissen.

Tante Judiths aufrichtige und christliche Bemerkungen über die öffentliche Meinung in Comhaven beruhten unglücklicher Weise auf Wahrheit. Die Gemeinde betrachtete die zweite Heirath ihres Seelsorgers nicht mit allzu großen Beifall. Man kam seiner jungen blonden Frau nicht gerade mit besonderer Herzlichkeit entgegen. Zwar ließ man es nicht an Einladungen zum Thee fehlen, wobei die besten Geschirre hervorgeholt und wofür die wohlschmeckendsten Kuchen gebacken wurden, aber man benahm sich ihr gegenüber kalt und steif und hielt sich streng in den Grenzen der Höflichkeit. Ihr Empfang glich dem, welchen die Nation einer fremden Prinzessin bereitet, die als Gemahlin des

Fürsten in ein Land kommt, dessen Volk die Wahl seines Herrschers für eine nicht angemessene hält. Es ließ sich denn auch in der That vielerlei gegen Joshua Haggards Heirath vorbringen. Zuvörderst, wozu brauchte er überhaupt wieder zu heirathen? Ferner, wenn es denn nun einmal geheirathet sein mußte, warum wählte er nicht eine Frau aus seiner Gemeinde — eine gut situierte Wittve z. B., deren es mehrere unter den Betheiligten gab — deren Vorleben und Verhältnisse ganz Comhaven ebenso bekannt waren, wie das Muster ihres Teppichs und die Möbel in ihrem guten Zimmer? Eine solche Heirath würde sich wenigstens den praktischen Mitgliedern der Gemeinde als verständig und passend dargestellt haben, wäre sie auch immerhin geeignet gewesen, den Pastor des idealen, poetischen Nimbus, der ihn bisher umgeben, zu entkleiden und ihn mehr in die Reihe der gewöhnlichen Sterblichen zu stellen.

Hätte eine solche Heirath auch diejenigen Gemäcker, welche ihren Prediger den Aposteln und Heiligen zuzählen, aus ihrem Himmel gestürzt, so wäre sie doch nicht geeignet gewesen, Skandal zu erregen. Das war aber geschehen durch die ohne jede vorherige Ankündigung vollzogene, unaufgeklärte Verbindung des Predigers mit einem unbekanntem blutjungen Mädchen aus dem Westen von Cornwall,

einem Mädchen, das vielleicht in unheiligem Anzuge, Schulter an Schulter mit rohen Barbaren in den Gruben gearbeitet hatte; es war wahrlich kein Wunder, daß man der Fremden mit Vorurtheil entgegen kam und auch an Joshua irre ward.

Und hatte sie wirklich nicht in den Gruben gearbeitet, wer war sie? Von wannen kam sie? Wem gehörte sie an? — Auf alle diese Fragen vermochte Niemand eine bestimmte Antwort zu geben, so geschäftig man auch in allerlei Vermuthungen und Erfindungen war. Woher kam das in Aller Munde befindliche Gerücht, dessen eigentliche Quelle Niemand anzugeben wußte, Joshua habe seine junge Frau an der Landstraße gefunden, barfuß, zerlumpt, eine heimatlose Bettlerin, welche weder den Namen ihrer Eltern, noch den Ort, an dem sie geboren, anzugeben vermochte?! Auf eine unvorsichtige Aeüßerung von Tante Judith ließen derartige Reden sich doch schwerlich zurückführen, denn sie hatte allen freundschaftlichen und theilnehmenden Erkundigungen nach der Heirath ihres Bruders ein unverbrüchliches Schweigen entgegengesetzt und ihrer Meinung lediglich durch Achselzucken, Kopfschütteln, Zusammenpressen der Lippen und Herausziehen der Augenbrauen einen stummem aber freilich auch nicht mißzuverstehenden Ausdruck

gegeben.

Allgemein und in immer größerem Umfange brach sich die Ansicht Bahn, Joshua habe thöricht, wenn nicht sogar sträflich gehandelt, daß er dieses fremde junge Mädchen geheirathet. »Wie sind die Mächtigen gefallen!« riefen die Betheliten und führten in ihren Klagen über die Erniedrigung ihres Pastors eine ganze Reihe von Bibelstellen gegen ihn an. Der Werth der Bibel wird vielleicht nie höher veranschlagt, als wenn man sie gegen seinen irrenden Nächsten anwenden kann. Man verglich Joshuas Stellung in Comhaven mit derjenigen, welche David nach jener beklagenswerthen Episode zu Jerusalem eingenommen, in welcher durch seine fleischliche Schwäche seine Größe so kläglich zu Falle gekommen war. Schon am ersten Sabbath nach seiner Heirath las der Prediger Mißbilligung in den Gesichtern seiner Gemeindemitglieder, besuchten sie als Kunden seinen Laden, so gab sich in Ton und Benehmen eine auffallende Veränderung kund. Im Gegensatze dazu beglückwünschten ihn seine der Hochkirche angehörenden Kunden mit großer Herzlichkeit zu seiner Heirath und priesen das schöne Gesicht seiner jungen Frau in den freundschaftlichsten Ausdrücken. Sie hatten ja den Prediger niemals kanonisiert, sie sahen in ihm lediglich den reellen und wohlhabenden

Geschäftsmann in den besten Jahren, was war da natürlicher und menschlicher als daß dieser sein Leben noch durch die Reize und die Anmuth einer jungen Frau verschönen lassen wollte?

Joshua sah die Veränderung im Wesen der Mitglieder seiner Gemeinde, und sein Herz empörte sich gegen ihre Härte. Sein Stolz — ein männlichen ehrenhaften edler Stolz — erhob sich und sagte ihm, er sei besser als der Beste unter Allen, die sich anmaßen, über ihm zu Gericht zu sitzen. Wer von allen denen, die sich Methodisten nannten, war so wie er in die Fußtapfen des großen Gründers des Methodismus getreten und hatte so getreu das Beispiel des Ascetismus und der Selbstverleugnung, das der fromme Mann gegeben, befolgt? Stand es diesen Leuten, denen er so treu gedient, für deren geistige Wohlfahrt er so hart gearbeitet hatte, zu, das Licht, das er für sie entzündet, gegen ihn zu richten, die Lehre, die er ihnen verkündet hatte, zu benutzen, um daraus ein Verdammungsurtheil gegen den Lehrer herzuleiten? Die kalten Blicke und steifen Begrüßungen verletzten ihn als eine ihm zugefügte schwere Ungerechtigkeit und er wappnete sich dagegen mit seinem ganzen Stolze. Gott hatte ihm eine unendliche Gnade erwiesen, indem er ihm die Liebe eines reinen, süßen, unschuldigen Wesens

zuwandte, sollte er sich von der Bosheit der Menschen einen Freudenbecher vergiften lassen? Nein und tausendmal nein. Er konnte ohne die äußeren Ehrenbezeugungen der Welt leben. Er hatte der Menschheit nicht um ihretwillen, sondern um Gotteswillen gedient, er konnte ihrer Liebe entrathen. In dieser Zeit der Entfremdung von seiner Gemeinde erhob er sich in seinen Gebeten und Predigten soweit über das Niveau des täglichen Lebens und der irdischen Leiden, daß auch kein Wort sein persönliches Gefühl verrieth, daß nicht das leiseste Murren über die Ungerechtigkeit der Menschen seinen Verkehr mit Gott störte. Seine Lehren waren nie klarer und erhebender, seine Gebete nie inbrünstiger gewesen, als während dieser Periode. In die übersinnliche Welt, zu welcher er den Schlüssel besaß, vermochte ihm irdische Bosheit, irdisches Übelwollen nicht zu folgen.

Und war auch seine ganze Herde undankbar, so hatte er doch eine Zuhörerin, deren stummer Enthusiasmus ausreichend war, ihn zu inspirieren. Wäre er nicht im Stande gewesen, aus eigener Kraft seine Seele zum Himmel zu erheben, so würde ein Blick auf die dicht unter der Kanzel in ihrem kleinen Stuhl sitzende Cynthia die Quelle eröffnet haben, aus welcher ihm heilige Gedanken und erhabene Bilder

zuströmten. Sein Sabbath war jetzt ein doppelt gesegneter Tag für ihn, denn alle Zeit, welche nicht von seinen geistlichen Pflichten in Anspruch genommen ward, widmete er seinem jungen Weibe. Sie gingen zusammen nach der See, welche in ihrer edelsteinartigen Färbung so oft an die Bilder und Gleichnisse der Heiligen Schrift erinnerte. Sie sprachen miteinander von geistlichen Dingen mit jener liebevollen Vertrautheit, die denjenigen so natürlich ist, welche ihre Poesie und Kenntniß des Schönen lediglich aus der Bibel geschöpft haben. Cynthias höchstes Entzücken war, wenn ihr Gatte von der Thätigkeit seiner Jugend, von dem Mißlingen und den Erfolgen, den Niederlagen und Triumphen in seiner Laufbahn erzählte.

Vollkommen glücklich in solcher vollkommenen Liebe, war Joshua im Stande, sein eigenes Leben zu leben, vollständig unabhängig von der Meinung der Außenwelt. Diese Unabhängigkeit machte sich den Mitgliedern seiner Gemeinde bald bemerklich und brachte eine ganz eigenthümliche und von ihm kaum beabsichtigte Wirkung hervor. Zuerst war man sehr enttäuscht und sehr unwillig, daß Mr. Haggard sich nicht von der allgemeinen Unzufriedenheit zu Boden drücken ließ, und dann fing man allmählig an, sein Betragen zu ändern. An die Stelle der kalten Blicke

traten wieder das frühere freundliche Lächeln und die zuvorkommenden Begrüßungen. Man machte dem Prediger wieder Komplimente über seine letzte Predigt, und die Vornehmsten der Gemeinde wurden dringender als je mit ihren Einladungen zu Theegesellschaften, die man ihm zu Ehren veranstaltete.

Joshua war aber in seinen innersten Gefühlen viel zu tief verletzt worden, als daß er sich nun durch den Umschlag in der öffentlichen Meinung so schnell wieder zu« einem freundschaftlichen Verkehr hätte zurückgewinnen lassen können. Er lehnte alle Einladungen ab, dankte kalt und gemessen auf die freundlichsten Grüße und hörte unbewegt die wärmsten Lobeserhebungen an. Dagegen war er treu und unermüdlich in der Ausübung seiner seelsorgerischen Pflichten, besuchte die Kranken, lehrte in seiner Schule, und widmete drei Abende in der Woche dem Unterrichte junger Männer, welche der arbeitenden Bürgerschaft angehörten und sich in dem Schulzimmer über der Kapelle beim Schimmer von zwei dünnen Kerzen versammelten, um in der Schrift zu lesen, geistliche Gespräche zu führen und ihre Zusammenkunft mit dem Gesang einer Hymne zu beschließen. Es läßt sich daher leicht denken, daß mit Ausnahme jener stillen Sabbathstunden zwischen dem

Vor- und Nachmittagsgottesdienste Joshua nicht viel Zeit zum Verkehr mit seiner jungen Frau blieb, und Cynthia viel Muße hatte, allein über weltliche und geistliche Dinge nachzugrübeln.

E n d e d e s z w e i t e n
B a n d e s